# Mütze und Krone.

Roman

von

Herman Schmid.

Zweiter Band.



Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

# Zweiter Band.

Motto:

Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sei eines Träumers Hirngespinnst gewesen.
Er sei gestorben als ein Thor!

Schiller, Don Carlos, V, 9.

190000
2½

380000
95000

475000

500000
3

1500000

## Erstes Kapitel.

### Dunkle Wege.

In der Schenke zum rothen Stern herrschte lautes, fröhliches Treiben. Die große, niedrige Gaststube summte und brauste wie ein Bienenkorb und die kargen Unschlittkerzen auf den Tischen, welche röthlich durch den dichten Tabaksqualm brannten, ließen erkennen, daß alle Plätze gedrängt besetzt waren. Es waren lauter Leute aus den untern Ständen, Arbeiter verschiedenen Schlags, gewohnt, sich hier bei starkem Bier und derber Kost von schwerer Arbeit zu erholen. An diesem Abend aber floß das schäumende Getränk reichlicher, als es sonst die schmalen Einnahmen gestatteten; die Zeit, bis zu welcher sonst die Erholung zu dauern pflegte, war schon lange überschritten und auch die

Unterhaltung war eine viel lebhaftere und bewegtere als gewöhnlich. Dafür war es auch ein allgemeines Freudenfest, das gefeiert wurde, und die ergiebigste Quelle der Heiterkeit in diesen Kreisen, die Quelle aus dem Fasse, floß heute unentgeltlich.

Die erste Regierungshandlung des neuen Herzogs war die Abschaffung der verhaßten und so verhängnißvoll gewordenen Verbrauchssteuer gewesen. Diese Maßregel hatte ebenso großen Jubel hervorgerufen, als der Unwille über die Belastung der täglichen Bedürfnisse ein tiefer und allgemeiner gewesen war. Um diesem Jubel einen öffentlichen, gewissermaßen amtlichen Ausdruck zu geben, hatte die Verwaltung der Hauptstadt beschlossen, an einem bestimmten Tage an mehreren Orten unentgeltlich Speisen und Getränke verabfolgen zu lassen, was mindestens ebenso große Befriedigung hervorbrachte. Der rothe Stern war ebenfalls zu einem solchen Spendeplatze ausersehen worden, daher der so vollzählige und andauernde Besuch, daher das unermüdliche Klopfen mit den Deckeln der geleerten Krüge, welche von einer Anzahl stämmiger Weibspersonen mit gleicher Unermüdlichkeit gefüllt wurden. Daher endlich auch die Anwesenheit einer kleinen Musikbande, die, in einer Stubenecke zusammengedrängt, Clarinette und Baß, Trompete und Harfe wetteifern ließ,

die steigende allgemeine Lustigkeit zu erhalten und zu erhöhen. Beliebte Tänze, von dem gellenden Jauchzen und Pfeifen der Versammlung accompagnirt, wechselten mit Volksliedern, deren Melodie der rauhe Chorus mitzusingen nicht unterließ.

Jetzt wetterten mit einem Male all die verschiedenen Töne in einen greulichen Tusch zusammen. Es war ein Hoch auf den neuen Herzog ausgebracht worden, das nun dreimal nach einander die Stube durchdröhnte.

„Ei, so schreit Euch die Kehle ab!“ brummte eine rußige Figur, die an einem Seitentischchen saß und in einem tüchtigen Trunke das erstickte, was sie noch sagen zu wollen schien. Es war der schwarze Huber. Neben ihm saß Hahn und etwas seitwärts der Dreher Gerbel. Mit dem Rücken gegen sie hatte ein großer, ziemlich bejahrter Mann in einem dunklen, sehr abgetragenen Rocke Platz genommen.

„Brummst Du schon wieder?“ fragte Hahn, dem Huber's Ausruf nicht entgangen war, diesen halbleise. „Du bist niemals zufrieden. Haben wir nicht, was wir wollten?“

„Ja“, murrte der Schlosser entgegen, „aber auf wie lange! Morgen kann's dem neuen Herzog einfallen, und er legt uns die Steuer, die er uns heute abnimmt, doppelt wieder auf. Was ist's dann? Dann heißt's

kuschen oder von vorn anfangen, und das ist nicht leicht, denn jetzt sind sie droben gewitzigt, jetzt werden sie sich vorsehen. Es taugt nichts, sag' ich Dir! Solang wir mit uns thun lassen müssen, was man eben will, solang man uns auf- und abpackt wie Lastthiere, so lang taugt Alles nichts! Und wir waren so schön im Zuge!"

Der Redende war in seinem Eifer etwas lauter geworden, sodaß sich mehrere Gäste nach ihm umblickten. Er bemerkte es wohl, allein es kümmerte ihn nicht. Er schien sogar nicht übel Lust zu haben, noch mehr zu sagen, als er bemerkte, daß auch der Schreiber Billinger unter den sich Umsehenden war. Huber glaubte zu bemerken, daß derselbe sich Mühe gab, seine Reden zu behorchen. „Was will der Angeber hier?" rief er laut hinüber, indeß der Getroffene sich umwandte und mit einem Nachbar weiter sprach, als ob ihn der Zuruf nichts anginge. „Wie kommt der schlechte Kerl unter die ehrlichen Leute? Will er horchen und sich für unsere Reden den Angeberlohn zahlen lassen? Ich will ihm etwas auf Abschlag voraus geben —"

Huber wollte sich erheben, wurde aber von Hahn zurückgehalten. Zugleich trat Gerbel zu ihm und legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Laßt den Menschen in Ruhe", sagte er. „Man kennt ihn, und

fürs Andere ist die Zeit der Unruhe auch wieder vorbei. Jetzt heißt's wieder Friede halten und sich unter einander vertragen!"

„Ich dank' Ihnen für die gute Meinung, Herr Gerbel", erwiderte Huber etwas besänftigt. „Ich kenn' Sie recht gut, und es ist schön von Ihnen, daß Sie nicht zu stolz sind, sich da unter uns gemeine Leut' hereinzusetzen und mit uns lustig zu sein. Ich will Ihnen folgen, weil ich weiß, daß Sie ein Mann sind, der den Arbeiter auch was will gelten lassen. Der Schreiber kann sich bei Ihnen bedanken, der wär' mir grad' recht gekommen, um meinen Zorn an ihm auszulassen —"

„Laßt Euern Zorn, mein Freund", antwortete Gerbel. „Ich habe vorhin wohl gehört, was Ihr sagtet, und weiß, was Ihr meint. Darüber aber seid außer Sorgen. Es soll und wird Alles bleiben, wie es ist: es soll nichts mehr zurückgehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Vorwärts soll's gehen! Wir werden die herrlichsten Freiheiten und Privilegien bekommen. Die Erlassung der Steuer ist nur das Vorspiel. Haben wir nicht schon die allgemeine Amnestie erhalten? Da, mein Freund, stoßt an und trinkt mit mir auf die neue Zeit! Der neue Herzog und sein neuer Minister werden uns noch vieles Gute erleben lassen!"

Sie stießen an und tranken. Während Gerbel mit leichtem Gruße sich entfernte, fing Hahn ihm nachblickend an: „Ein braver Mann das, aber sag' einmal, wie ist es mit der allgemeinen — ich kann das Wort nicht sagen — von der er redete? Ist's wirklich so, daß Keinem etwas geschehen soll wegen Allem, was er in den letzten Tagen bei dem Rummel gethan hat?"

„Gewiß, so ist's, wenn einer nicht etwa gebrannt oder gestohlen hat."

„Ich glaub's doch nicht recht. Wenn's so wäre, warum ist der alte Windreuter, der listige Fuchs, seit den Tagen verschwunden?"

„Frag' lang, was der Alte thut. Weißt Du nicht, was er für ein sonderbarer Kauz ist? Wer weiß, wo er steckt! Heißt es doch auch, der Herr Riedl sei fortgereist, der dem Alten gleich nach dem Herrgott kommt. Wie ist's, Sternwirth", unterbrach sich Huber hier und reichte dem Wirthe, der an den Tisch getreten war, den Krug zur Füllung, „kriegt man heut gar kein anderes Gesicht zu sehen? Wo steckt denn die Marie?"

Der Wirth, eine hagere Gestalt mit blassem Gesicht und einem Paar grauer, stechender Katzenaugen, machte eine süßlich schmerzhafte Grimasse und entgegnete: „Ach das arme Kind! Sie hat halt ihre Zustände wieder! Sie kann nicht unter die Leut'!"

Diese Worte wurden mit so sanfter, einschmeichelnder Stimme gesprochen, daß, wer sie nur hörte, darin den Ausdruck tiefen, herzlichen Bedauerns erkennen mußte; wer aber den offenbar feindseligen, giftigen Blick sah, welcher unter den niedergeschlagenen Augenlidern hervor auf den Schlosser hinüberzuckte, dem war es klar, daß hinter der glatten Schale kein milder Kern zu hoffen war.

Huber schien das zu wissen. Er schwieg und sah wie nachdenkend vor sich hin. Auch wurde seine Aufmerksamkeit gerade von einem andern Gegenstande in Anspruch genommen. Dies war der große alte Mann im schäbigen Rocke, der bisher den Redenden den Rücken zugekehrt hatte. Jetzt, bei Annäherung des Wirths, hatte er sich etwas seitwärts gegen diesen gewendet, sodaß ein Theil des Gesichts wahrnehmbar geworden war. Forschend schielte der Schlosser nach dem Fremden hinüber, der ihm bekannt vorkam, und so entging ihm nicht, daß der Wirth, der sich unbeachtet glaubte, dem Manne leicht mit den Augen zuwinkte. Dieser erwiderte ebenso unmerklich den Wink und wendete sich wieder zu seinem Kruge. Einige Sekunden später trank er aus, erhob sich völlig unbefangen und schritt gemächlich zur Stubenthür hinaus. Huber's gespannte Aufmerksamkeit war mit jeder Bewegung des Fremden gewachsen.

„Bruder“, flüsterte er Hahn zu, als er die Vorbereitungen zum Weggehen wahrnahm, „wenn Du mich lieb hast, so geh' dem schwarzen Kerl nach und laß ihn nicht aus den Augen.“

„Was hast Du denn? Wer ist's denn?“ fragte Hahn, aber Huber drängte ihn fort. „Frag' nicht“, flüsterte er, „ich muß wissen, wohin er geht. Nachher sag' ich Dir Alles.“

Ohne weitere Einrede hatte sich Hahn ruhig erhoben und trat nun wie zufällig und mit dem Fremden fast gleichzeitig in den düster beleuchteten Hausgang.

Huber schien äußerlich weder die Entfernung seines Kameraden, noch nach wenigen Augenblicken dessen Zurückkunft zu beachten.

„Nun?“ fragte er dann mit gedämpfter Stimme, als dieser seinen Platz wieder eingenommen hatte.

„Sonderbar“, erwiderte Hahn ebenso. „Der Kerl ist nicht aus dem Hause fort —“

„Dacht' ich es doch! Wo ist er hin?“

„Erst ging er richtig durchs Hausthor auf die Straße hinaus, ich wollt' ihm eben folgen, als er wieder zurückkam. Ich hatte knapp Zeit, mich in eine Ecke zu drücken. Er bemerkte mich nicht und schlich an mir vorüber den Gang hinunter und verschwand in einer Thür —“

„Die Küchenthür!“ murrte Huber. „Es ist sonst keine da, ich kenne das ganze Haus, als wenn ich's gebaut hätte!“

„Sag' mir nur aber, was das bedeutet?“ fragte Hahn neugierig. „Kennst Du denn den Menschen?“

„Nein“, entgegnete Huber, „und doch kommt er mir bekannt vor. Ich hab' Dir erzählt, wie neulich ein Mensch, der wie ein abgedankter Offizier aussah, an mich herankam und mich ausholen wollte, ob ich ihm wohl ein paar Schlüssel nachmachen wollte. Mir kam's verdächtig vor, denn er bot mir eine Bezahlung, wie man sie für was Ehrliches nicht bietet. Er mochte auch merken, daß er bei mir an den Unrechten gekommen war, drum brach er auf einmal ab und war verschwunden, eh' ich mich recht besann. Dem Offizier sieht der Bursche aufs Haar ähnlich und ich möchte wetten —“

„Was kann er aber hier wollen?“ meinte Hahn. „Wenn's einer ist, der mit falschen Schlüsseln hantiert, ist er am unrechten Ort, im rothen Stern wird nicht viel zu haben sein.“

„Das verstehst Du nicht“, antwortete Huber. „Aber ich muß wissen, was da im Hause geschieht. Ich hab's gleich gesehen, der Schuft von Wirth ist mit einverstanden. Da kommt er gerade. Laß Dir nichts merken und frag' ihn, wer der Mensch sei.“

Der Wirth trat hinzu und stellte den gefüllten Krug mit dem üblichen Gruße vor die Beiden hin. „Das wird wohl der letzte sein", fügte er dann mit seinem widerwärtig freundlichen Grinsen hinzu, „das Freibier geht auf die Neige."

„Ist auch grade genug", sagte Huber, ohne den Wirth anzusehen. „Wie viel von dem Freibier ist wohl in Euern Keller spaziert, Sternwirth?"

Dieser wollte etwas erwidern, allein Hahn unterbrach ihn lachend, indem er rief: „Gebt's ihm nicht an, Sternwirth! Ihr wißt ja, er kann das Necken und Sticheln nicht lassen. Sagt mir lieber, wer der alte Mensch war, der vorhin da vor uns saß und uns mit seinem Rücken das halbe Zimmer verdeckte?"

Rasch fielen die Augen des Wirths stechend auf den Frager, während er mit seinem gewöhnlichen Grinsen fortfuhr: „Ihr meint den mit dem kahlen Kopfe und dem schwarzen schäbigen Rocke? Das ist ein armer Teufel, aber ein grundgelehrter und gar gottesfürchtiger Mensch. Ich weiß nicht einmal, wie er heißt. Er hat einmal wollen Prediger werden, dann hat er aber in den Krieg gemußt und muß sich nun in seinen alten Tagen als Informator kümmerlich durchbringen. Er holt sich manchmal einen Brocken in der Küche und hat sich wohl auch an dem Freibier erlustiren wollen."

Hier wurde der Wirth abgerufen.

„Ei, so lüg' du scheinheiliger Schuft", brummte ihm Huber ärgerlich nach. „Aber ich werde ja bald wissen, was du für ein Schelmenstück ausheckst."

Eine Weile flüsterten die Beiden noch zusammen, dann verließen sie die Stube.

In der Küche des rothen Sterns hatte sich inzwischen eine ganz verschiedene Gruppe gebildet. War es draußen lärmend und hell, so herrschte hier die vollständigste Dämmerung und lautloseste Stille. Der Raum lag so einsam und abgesondert im Hintergebäude, daß der Lärm der Zechstube nur manchmal, wenn sich eine Thür öffnete, gedämpft und fern herüberdrang. Das Feuer auf dem breiten, rothgepflasterten Herde war bis zu einer schwachen Glut erloschen, deren Widerschein nur gerade hinreichte, die völlig schwarzgeräucherten Wände, sowie den mächtigen Rauchfang erkennen zu lassen, der sich darüber hinstreckte. In der dunkelsten Ecke des Herdes saß Marie, die Tochter des Wirths; sie schien zu schlafen, und die erdig fahlen, schlaffen Züge ihres Gesichts hatten in der schwachen röthlichen Beleuchtung ein vollkommen leichenhaftes Aussehen.

In der entgegengesetzten dunkelsten Ecke des Gemachs standen drei Männer in leisem, eifrigem Gespräch beisammen. Zwei ihnen von ihnen waren abgerissene,

völlig verkommene Erscheinungen und schienen den dritten — es war der schwarze Fremde aus der Zechstube — trotz aller Vertraulichkeit mit einer Art scheuen Respekts zu behandeln.

„Ihr habt doch gethan, was ich befahl?“ fragte der Fremde jetzt leise.

„Aufs Haar“, flüsterte der eine entgegen. „Es war Alles genau so, wie Sie's uns beschrieben hatten. Rechts die Tapetenthür, links der Schreibtisch, in der Mitte die geheime Nische mit dem Kästchen.“

„Nun, und Ihr habt die Papiere? Wo sind sie?“

„Ich habe sie hier in mein Rockfutter eingenäht“, erwiderte der Gauner wieder, „aber erst rücken Sie mit der Bezahlung heraus.“

„Die sollt Ihr haben, augenblicklich und unverkürzt. Aber wie ist's, habt Ihr auch, damit man nur an einen gewöhnlichen Diebstahl denkt, sonstige Dinge von Werth mitgenommen?“

„Allerdings. Es hing da eine goldene Taschenuhr, die pickte so einladend, daß ich ihr nicht zu widerstehen vermochte.“

„Her damit, Ihr kennt die Abrede.“

„Aber —“

„Keine Einwendung! Diese Dinge müssen alle in meine Hände kommen. Euch nützen sie nichts

und würden nur die Späher des Gerichts auf Eure Spur leiten. Ich ersetze Euch den Werth. Was gilt die Uhr?"

„Unter fünf Karolin könnt' ich sie meinem Bruder nicht ablassen."

„Du sollst sie haben. Was habt Ihr noch?"

„Nicht mehr viel. Diesen Siegelring da! Pures Gold, Herr! Weil Sie es sind, sollen Sie ihn um den gleichen Preis haben, und dies Medaillon geb' ich in den Kauf. Es ist mir im Heraussteigen wider Willen an der Hand kleben geblieben."

„Abgemacht! Legt Alles dort auf dem Fenstersimse zusammen; ich mache das Geld zurecht. Nun laßt mich aber die Papiere sehen, ob Ihr auch die rechten bekommen habt."

Der Fremde erhielt einen Pack Papiere, womit er prüfend an die Herdglut trat und sie durchflog. „Alles in Ordnung", sagte er dann mit zufriedenem Tone. „Hier ist Euer Lohn. Es wird wohl etwas drüber sein. Seid klug! Wenn Ihr Unangenehmes erlebtet, wär's nur Eure eigene Schuld." Damit zog er an an einer Schnur, die am Herd von der Decke herabhing wie ein Glockenzug. Keine Klingel antwortete, gleichwohl ging beinahe unmittelbar darnach eine Thür auf und ließ den Wirth ein, der auf einen Wink des

Fremden die beiden Männer in den Hausgang hinausführte. Kein Schritt wurde hörbar, es war, als ob Schatten durch das Dunkel glitten.

Der Wirth kam bald zurück. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Moser", empfing ihn der Fremde. „Ich bin mit Ihnen zufrieden; rechnen Sie auf meinen besten Dank."

„Das macht mich unendlich glücklich", antwortete der Wirth mit frommer Augendrehung, indem er die Hände über der Brust faltete. „Ich bin ein schwaches Werkzeug — welche Freude, wenn ich dazu ausersehen bin, beizutragen zur Verherrlichung des Herrn!"

„Das sollen Sie. Wenn ich Ihnen einmal Alles sagen darf, werden Sie einsehen, daß Alles mit unserm großen Plane zusammenhängt und daß zu diesem Zweck auch solche Mittel wohl erlaubt sind."

„Ich zweifle nicht", entgegnete salbungsvoll der Wirth, „auch verlange ich nicht zu sehen! Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben!"

„Und wie ist es mit dem jungen Manne, von dem Sie mir sagten? Ist er zu brauchen und haben Sie ihn vorbereitet?"

„Das will ich meinen. Soll ich ihn rufen? Er ist in der Nähe."

Auf einen beistimmenden Wink des Fremden ver-

schwand der Wirth und kam bald mit Billinger an der Hand wieder.

„Man hat Sie mir als ein fähiges Subject bezeichnet“, redete der Fremde den Staunenden an, nachdem er ihn einen Augenblick durchdringend betrachtet hatte. „Haben Sie Lust, in die Dienste zu treten, die ich Ihnen anbiete?“

„Ich weiß nicht, was man von mir verlangen wird“, erwiderte Billinger achselzuckend.

„Darüber machen Sie sich kein Bedenken. Es sind nur zwei Bedingungen, die zu halten Sie sich vorher verpflichten müssen. Sie führen jeden Auftrag, der Ihnen zu Theil wird, ohne zu fragen, blind gehorsam aus und forschen nie darnach, von wem der Auftrag kommt. Wollen Sie das? Die Belohnung ist reicher, als Sie denken.“

„Ich bin bereit“, erwiderte Billinger.

„So wollen wir einen Versuch machen. Nehmen Sie Ihr Handgeld“, sagte der Fremde, indem er eine volle Börse in Billinger's Hand drückte. „Kennen Sie den ehemaligen Professor Führer, den neuen Minister des jetzigen Herzogs?“

Der Gefragte bejahte hastig und mit flammenden Blick.

„Es liegt Jemand ungemein daran, zu wissen“,

fuhr der erstere fort, „wo sich der Minister in der Nacht des Aufruhrs befand und wer mit ihm sprach. In acht Tagen erwarte ich von Ihnen genauen Aufschluß.“

Billinger verneigte sich und ward vom Wirthe weggeführt. Auch der Fremde wollte sich entfernen, als ein Geräusch im Kamin wie von herabfallenden Steinen ihn anhalten und horchen ließ. „Was ist das?“ fragte er.

„O nichts“, entgegnete der Wirth, „höchstens eine Fledermaus, die sich verflogen hat. Will gleich nachsehen.“

Während der Fremde ging, machte der Wirth Licht an und leuchtete damit leicht in den Rauchfang hinein. Alles war ruhig und nichts zu bemerken. Dagegen nahm er beim Scheine der Kerze das Mädchen in der Ecke wahr. Bei ihrem Anblick hielt er an und sein Auge ruhte eine Sekunde lang mit einem Ausdruck auf ihr, von dem schwer zu entscheiden gewesen wäre, ob darin Haß oder Wohlwollen die Oberhand hatte. Dann trat er vor das Mädchen hin, schüttelte sie etwas unsanft an den Schultern und rief: „Fort, in Deine Kammer, es ist Zeit! Willst Du die Nacht hier zubringen?“

Marie schien wie aus einem tiefen Traume zu

erwachen und nicht gleich zu wissen, was mit ihr vorging. In der nächsten Sekunde jedoch hatte sie den vor ihr Stehenden erkannt und stieß ihn nun mit einem wilden Aufschrei von sich, daß der nicht schwächliche Mann taumelte und sich anhalten mußte. „Zurück von mir, Sternwirth", schrie sie, „zurück, Deine Augen sind giftig — zurück!"

„Was unterstehst Du Dich, Canaille?" rief Moser wuthbebend. „Du legst Hand an mich und tractirst mich wieder als Sternwirth? Wart', ich will Dich fühlen lassen, daß ich Dein Stiefvater bin."

Damit ergriff er einen starken Prügel unter dem Herde und wollte auf Marie los, die vorgebeugt in die Kniee gesunken war, als erwarte sie geduldig die gedrohte Mißhandlung. Dabei starrte sie unbeweglich in eine Ecke und murmelte wie geistesabwesend unzusammenhängend vor sich hin.

„Bist Du da, Mutter? Schön, daß Du da bist, nun wird der Sternwirth Deine Tochter nicht schlagen, Du leidest es nicht. Da stehst Du in der Ecke mit dem blutigen Streif an der Stirn. Ja, droh' ihm nur. O Mutter, meine liebe, gute —"

Der Rest verlor sich in völlig unverständliches Geflüster.

Schon bei den ersten Worten hatte Moser inne ge-

halten, dann trat er einen Schritt zurück und ließ den Prügel fallen; als aber das Mädchen mit starr vorgestreckten Armen in die Ecke zeigte, wo sie die Mutter zu sehen vermeinte, da sträubte sich ihm das Haar, klirrend ließ er den Leuchter aus der bebenden Hand fallen und stürzte hinaus. „Warte nur, du Schandbalg“, schalt er vor der Thür vor sich hin, „die Zeit wird ja auch noch kommen, dich los zu werden.“

Die weggeworfene Kerze erlosch qualmend, tief dunkel war es in der Küche, auch die Herdglut war beinahe ganz in Asche erstorben, kein Laut regte sich als der Athemzug Mariens, die bald wieder völlig gleichgültig ihren alten Platz eingenommen hatte.

Nach geraumer Zeit tönte der leise, vorsichtig angehaltene Ruf „Marie!“ durch die Stille. Marie hob die müden Augen, da sie aber Niemand erblickte, schloß sie dieselben wieder.

„Marie“, rief es von neuem, „erschrick nicht. Ich bin hier oben im Kamin. Der Martin ist's.“

Während das Mädchen sich halb erhob und nach dem Kamine hinsah, schwang sich ein Mann aus demselben auf den Herd herunter und stand bald vor der Ueberraschten. Es war Huber, von der abenteuerlichen Fahrt mit Ruß bedeckt.

„Wie kommst Du nur hierher?“ fragte Marie.

„Und was willst Du hier? Wenn Dich der Wirth sähe!“

„Er wird mich nicht sehen“, erwiderte Huber. „Du kamst den ganzen Abend nicht in die Stube. Da litt's mich nicht mehr, ich mußte sehen, wo Du wärest und ob er Dir nichts zu Leide gethan.“

Das Mädchen sah den Burschen einen Augenblick schweigend an, über ihr todtenhaftes Antlitz flog etwas wie erwärmende Bewegung und die Augen schimmerten in einem Lichte, dessen Ausdruck um so mächtiger wirkte, je ungewohnter er war.

„Ich dank' Dir, Du guter Mensch“, sagte sie, indem sie Huber's Hand ergriff und drückte. „Du bist der Einzige, der sich um mich kümmert. Aber der Wirth hat mir nichts zu Leid gethan. Es gab nur so viel in der Küche zu thun, daß ich da bleiben mußt', und dann —“

Nach einer Pause antwortete Huber: „Ich hab' Alles mit angehört, ich sitze schon eine gute Weile droben im Rauchfang. Sag' mir nur, wer ist der fremde Mann und was geht bei Euch vor?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete Marie trübselig, „und will's auch nicht wissen. Ich kann nichts thun, als daß ich nicht hinhör'; so hab' ich keinen Theil an dem, was ich einmal nicht ändern kann.“

„Wohl könntest Du's ändern, Marie“, begann Huber

etwas verschüchtert, „wenn Du mir folgtest, wenn Du aus dem Haus fortgingst, wo doch nichts Gutes daheim ist.“

„Ich darf nicht fort aus dem Haus“, flüsterte Marie wie für sich hin, „die Mutter läßt mich nicht — und dann, wo soll ich draußen hin in der weiten Welt?“

„Bin ich nicht da?“ rief Huber und sein ganzes Wesen, jeder Ton, jede Bewegung zeugte von so tiefer und zarter Theilnahme, daß man Mühe gehabt hätte, den kräftigen, rohen Burschen zu erkennen, als der er sonst erschien. „Glaubst Du, ich würde Dich verlassen? Geh' mit mir“, fuhr er nach einem kleinen Innehalten fort. „Ich hab' nicht viel, aber was ich verdien', wird für mich und Dich und wohl noch weiter ausreichen, wenn Du mit mir gingst, als mein Weib.“

Er schwieg und schien eine Antwort zu erwarten. Marie sah vor sich hin, das Gesicht war starr wie immer, aber ein fieberhaftes Beben des ganzen Körpers zeigte, daß sie das Gesprochene nicht gleichgültig anhörte.

Mühsam preßte sie endlich die Worte heraus: „Ich dank' Dir, Martin, aber ich kann halt nicht. Du bist ein ehrlicher Mensch, was wolltest Du Dein Herz in die Lache werfen und Dir ein Laster auf den Hals binden, wie ich eins bin.“

„Red' nicht so, Marie“, antwortete Huber beinahe

schluchzend, „ich vertrag's nicht. Du bist brav und gut und für Dein Unglück kannst Du nicht."

„Wer sagt Dir das so gewiß, Martin?"

„Ich selber sag's und sag's vor aller Welt! Es kennt Dich ja Niemand so gut wie ich, seit Deine Mutter todt ist. Bin ich nicht mit Dir aufgewachsen? Haben wir nicht als Kinder schon immer mit einander gespielt und hab' ich Dich nicht lieb gehabt wie mein Leben, seit ich nur denken kann? O geh', laß Dich bereden, geh' mit mir, fort aus dem unglücklichen Haus."

Des Burschen Stimme war weich und dringend geworden, er hatte den einen Arm sanft um Mariens Hüfte gelegt, als wollte er sie fortziehen. Sie zuckte unter der Berührung, aber sie wehrte sich nicht, sie erwiderte nichts, sondern sah starr mit halb gewendetem Kopfe nach der Seite hin. Es war, als horche sie mit Anstrengung auf eine nur ihr vernehmbare Stimme, als hinge ihr Auge gebannt an einer nur ihr sichtbaren Gestalt.

Dann schüttelte sie traurig den Kopf und murmelte vor sich hin: „Ich darf nicht — ich muß in dem Haus bleiben — die Mutter will's. Da ist sie wieder, mit dem blutigen Streif an der Stirn — das Blut rinnt davon nieder — sie will nicht, daß ich gehe."

Mit einem schwachen Schrei sank sie in den Stuhl

zurück, aus dem sie sich halb erhoben hatte, und saß nun wieder in dem traumhaften Zustande der Erstarrung da, der sie so oft überkam.

Vergebens waren alle Schmeichelworte und Liebkosungen, die Huber an die Leblose verwendete, sie hörte nicht, sie fühlte nicht. Mechanisch störte er in die Glut auf dem Herde, daß die Aschendecke davon abfiel und ein hellerer Schein das blasse Angesicht des Mädchens traf. Lange sah er sie so, in halb knieender, halb vorgebeugter Stellung, mit Blicken an, in denen die zärtlichste Neigung sich mit dem tiefsten Jammer verschmolz. Dann stieg er auf den Herd und war im nächsten Augenblick im Rauchfang verschwunden.

Marie bemerkte seine Entfernung nicht. Es war ungewiß, ob die Erstarrung fortdauere oder ob, vielleicht von dem Geiste der Mutter herbeigerufen, der Schlummerengel seine Fittige über das schwer gemarterte Herz gebreitet hatte.

---

## Zweites Kapitel.

### Aus der Jugendzeit.

Auch in Friedrich's Hause war der Abend der allgemeinen Freude festlich begangen worden. Ein Familienereigniß, seine Vermählung mit Ulrike, hatte dazu noch den besondern Anlaß gegeben. Es waren einige Wochen seit Ulrikens Eintritt in das Haus vergangen, ehe die drückende Geschäftslast, mit welcher Friedrich in seiner neuen und ungewohnten Stellung überhäuft war, ihm gestattete, an die endliche Ordnung seines eigenen Hausstandes zu gehen. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen und der Augenblick war gekommen, wo der Segen des Priesters das Paar für immer verband. Nach der Trauung versammelte ein einfaches Mahl die Verwandten des Bräutigams, zu

denen sich Manche gesellt hatten, welche ihm in dienstlicher Beziehung nunmehr näher gerückt waren. Alles war fröhlich gestimmt, und als gegen das Ende der Tafel der Champagner zu wirken begann, flogen Scherz und Gelächter wie elektrische Funken um den Tisch. Gleichwohl lag auf der ganzen Versammlung ein gewisser unheimlicher Druck, durch die Heiterkeit bebte etwas wie ein verstimmender Mißton. Selbst die Stimmung der Braut schien von diesen geheimen Einflüssen beengt. Sie war blasser als gewöhnlich und sah in dem weißen Gewande, den Schleier mit dem Kranze in den dunklen Haaren, ungemein reizend aus, nur ein leichtes, aber unverkennbares Wölkchen schwebte auf der Stirn. Auch die Mutter, die alte Frau Räthin, vermochte nicht aus der Beklommenheit loszukommen. Sie gedachte im Stillen des Tages, wo sie selber mit dem Manne ihrer Wahl so zusammensaß, der nun schon so lange in der Grube lag. Dann dachte sie, schwankend zwischen Hoffnung und Besorgniß, wieder an all das Glück und die Auszeichnung, die dem Sohne zu Theil geworden und noch zu Theil werden würde und die jener nicht mehr erlebt hatte, und so schwamm ihr Herz von einem Strom der Rührung in den andern und vermochte nicht einen sichern Freudengrund festzuhalten.

Der Heiterste von allen war Friedrich. Seine Stirn lag faltenlos und frei und sein Auge ruhte, wenn es lächelnd den Saal durchflogen, auf Ulrike mit dem Ausdrucke der vollkommensten Befriedigung.

Er durfte das auch.

Wohl hatte das unvermuthete Zusammentreffen mit Primitiva ihn gewaltig erschüttert. Eine Reihe von Bildern war vor ihm aufgetaucht, die, obwohl lange in den Hintergrund seiner Erinnerungen gedrängt, nichts an Farbenpracht verloren, an Reizen eher gewonnen hatten. Das Ereigniß hatte ihn völlig unvorbereitet überrascht und er hatte so einen Blick in eine Gegend seines Herzens geworfen, die ihm bis dahin selbst völlig unbekannt gewesen war. Bei seinem klaren und ruhigen Wesen hatte es aber nur weniger Stunden bedurft, um sich aus der Traumwelt, die ihn umgeben, in die Wirklichkeit und zu deren Pflichten zurückzuleiten. Es lag ihm wie ein Vorwurf auf der Seele, daß ein solches Wiederfinden ihn so ganz aus sich hinaus zu entrücken, daß es ihn Ulrikens wo nicht zu vergessen, so doch ihrer mit Widerstreben zu gedenken vermocht hatte. Sein innerer Kampf war kurz, und er hatte daher vollkommen recht geahnt, wenn er zu Ulrike, als ihr Primitiva's Bandschleife in die Hand gekommen war, sagte, er habe den Feind, der ihr beginnendes Glück

bedrohen wollte, überwunden. Zu der innern Erhebung, von welcher dieser Entschluß begleitet war, gesellte sich zugleich mit der neuen Thätigkeit die Begeisterung für die Größe des ihm gewordenen Berufs; und so war das Licht, das aus seinen Augen zur Braut hinüberstrahlte, theils der Ausdruck des Muthes, mit dem er den bevorstehenden Schöpfungen und ihren Beschwerden entgegenging, theils sprach sich darin die Selbstzufriedenheit ob des ersten, mit sich selbst bestandenen Kampfes aus.

Mit Einbruch des Abends verließen die Gäste, der Reihe nach Glück wünschend, das stiller werdende Haus; nach dem letzten schloß Beppo, der alte Diener, vorsorglich wie sonst das Hofthor, und bald saß das Brautpaar, des herkömmlichen Prunkes entkleidet, in der traulichen Stille des Wohnzimmers mit der Mutter zusammen. Wer jetzt unvermuthet zu dem kleinen Kreise getreten wäre, hätte kaum errathen, welch wichtiges Fest so eben gefeiert worden.

„Nicht wahr, meine Tochter", begann nach einer Weile die Räthin, „bei uns ist es beinahe wie in einem Kloster? Es muß Ihnen sehr ungewohnt vorkommen, einen Tag wie den heutigen so in der Einsamkeit zu beschließen."

Die Wolke auf Ulrikens Stirn wurde merklicher.

Friedrich, ohne dies zu beachten, überhob sie der Antwort.

„Ich gestehe Ihnen gern zu, liebe Mutter", rief er, „daß die rauschenden Lustbarkeiten, mit denen man gewöhnlich diesen Tag umgibt, an sich bedeutungslos und keine besonders würdige Einleitung des beginnenden Hausstandes sind. Dennoch aber leugne ich nicht, daß auch ich unser Gebaren etwas zu alltäglich finde. Wäre es mir möglich gewesen, so hätte ich den Beginn unserer Ehe gern mit dem träumerischen Reiz umgeben, der in einer Hochzeitsreise liegt, in meiner jetzigen Gebundenheit muß ich mich nur glücklich schätzen, daß mein liebes Weibchen nicht nach solchen Dingen Verlangen trägt. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben!"

„Ja, mein Sohn", entgegnete die Räthin. „Halte das, wie Du willst. Wenn es später geschieht, habe ich nichts dawider, aber so unmittelbar nach der Einsegnung in die weite Welt hinausfahren, wie es jetzt Brauch sein soll, das, das hättest Du mit meinem Willen gewiß nicht gethan. Das ist so eine leidige Mode der neuen Zeit, der es im Hause überall zu eng wird. Dafür hat sie es auch bald so weit gebracht, daß Alles, was in der Familie geschieht, außer dem Hause vorgeht und daß das Haus bald nichts mehr

sein wird als ein gemeinsames Absteigequartier nach den immerwährenden Ausflügen. Nein, nein, bleibe man mir mit solchen Dingen vom Halse! Woher soll der Sinn und die Anhänglichkeit an Haus und Familie kommen? Ich dächte doch, der erste Tag des neuen Haushalts gehöre ins Haus und die Erinnerungen daran, die einen durchs ganze Leben begleiten, seien für die Landstraße oder ein Dorfwirthshaus zu heilig!"

Die würdige Frau hatte sich in Eifer geredet. Friedrich unterbrach sie lachend, während um Ulrikens Mund ein Lächeln spielte, das zwischen Beistimmung und Spott die Mitte hielt. „Erhitzen Sie sich nicht vergeblich, liebe Mutter", rief der erstere. „Ihr Verweis trifft uns beide nicht und soll uns nie treffen können. An unserm einfachen Hausaltare wird das Glück weilen, und keins von uns wird es jemals anderswo suchen —"

Er wollte noch mehr sagen, aber Beppo's Eintritt unterbrach ihn. Derselbe kam, die Räthin abzurufen, denn es gab von der Unordnung des Tages noch Allerlei zu berichtigen.

„So sind wir endlich allein", rief Friedrich, als sich die Räthin entfernt hatte, „zum ersten Mal, seit wir uns fürs Leben angehören, allein! O meine Ulrike,

komm an mein Herz und fühle an seinem Pochen, wie diese Stunde mich beglückt."

Er zog die neben ihm Sitzende zärtlich an sich. „Mein Friedrich", hauchte sie und ihre Lippen schlossen sich zum innigsten Kusse an einander.

„Nun aber", begann Friedrich nach einigen Augenblicken des seligsten Schweigens, „nun soll der erste Augenblick, wo nichts mehr zwischen uns steht, auch der letzte sein, der ein Geheimniß zwischen mir und Dir kennt. Ich bin Dir noch eine Erklärung schuldig."

Ulrike sah ihn überrascht an und eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht. „Ich weiß nicht, wovon Du sprichst", sagte sie.

„Es ist freundlich von Dir, daß Du das sagst und mich nicht mahnst. Meine innere Mahnung ist darum um so dringender. Erinnere Dich des ersten Abends nach Deiner Ankunft: Du fandest, als ich nach den blutigen Auftritten jener Nacht nach Hause kehrte und eben im Begriffe war, abzureisen, eine Bandschleife bei mir, die Du nach allen Umständen wohl für ein Liebespfand halten mochtest. Ich mußte Dir damals, so schwer es mir ankam, die Aufklärung schuldig bleiben, weil mich die Pflicht des fremden Geheimnisses band. Jetzt bin ich von dieser Verpflichtung frei, jetzt darf, jetzt muß ich Dir Alles sagen!"

„Wozu?“ entgegnete Ulrike, durch Friedrich's herzlichen Ton gewonnen, gleichfalls mit Wärme. „Ich habe nie ernstlich an Dir gezweifelt.“

„Nimm meinen Dank dafür“, fuhr Friedrich fort, „aber höre auch. Nicht blos kein ernstlicher Zweifel darf zwischen uns bestehen, auch der Schatten eines Gedankens muß weichen!“

Ulrike sah ihn mit einem langen liebevollen Blicke an. Ihre Lippen öffneten sich halb, als hätte auch sie etwas auszusprechen. Ehe sie dazu kam, begann Friedrich zu erzählen.

„Ich muß“, sagte er, „um Dir Alles erklären zu können, etwas weit in meine Jugendjahre zurückgreifen. Du weißt vielleicht aus frühern Erzählungen, daß ich meine Kindheit in einem kleinen Marktflecken verlebte, wo mein Vater damals ein untergeordnetes Amt bekleidete. Der Flecken lag hübsch am Abhange eines sanft ansteigenden Hügels. Ein kleiner Fluß bespült dessen Fuß, die Höhe aber deckt ein kleines, sehr freundliches Schloß. Das Schloß war Eigenthum einer alten adligen Familie, deren letzter Abkömmling sich mit den Trümmern eines vergeudeten Vermögens dahin geflüchtet hatte und nun dort in etwas menschenscheuer Zurückgezogenheit der Erziehung seiner beiden Kinder, eines Knaben von meinem Alter und eines etwas

jüngern Mädchens, lebte. Die geringe Auswahl unter den Spiel- und Altersgenossen brachte es bald als etwas ganz Natürliches mit sich, daß ich und Karl, so hieß der Knabe, unzertrennliche Freunde und Gefährten wurden. Wir streiften halbe Tage lang im Park und in dem damit zusammenhängenden Walde herum. Bald sammelten wir Blätter, Moosarten und Gräser, wozu uns mein Vater Antrieb und Anleitung gab, bald träumten wir in den Schauern des Waldes und seinen Felsschlünden von Gefahren und Abenteuern. Nach einigen Jahren war auch das Mädchen so weit herangewachsen, daß es hier und da an unsern Streifereien Theil nehmen konnte. Es war ein bleiches, hohlwangiges Kind, dem man kein langes Leben versprach, und so das gerade Widerspiel ihres Bruders, der ein hübscher, kräftiger Knabe mit lebhaften Augen und von Gesundheit strotzenden Wangen war. Wir waren bald unzertrennlich, und das Mädchen, aller Gespielinnen entbehrend, nahm an unsern knabenhaften Unternehmungen wie ein Knabe Theil. Die Zeit, in welcher die Studien beginnen mußten, machte der kindischen Freundschaft ein Ende. Ich bezog mit Karl die nämliche Schule, und wie früher unsere Spiele, waren es nun die Gegenstände des Unterrichts, die uns, ohne dem herzlichsten Einvernehmen Eintrag zu thun, zu gemeinsamem

Streben und gegenseitigem Wetteifer entflammten. Das Mädchen war natürlich im Schlosse bei ihrem Vater zurückgeblieben, und wir sahen uns ein paar Jahre hindurch nur in den Ferienmonaten, wo uns die Heimkehr in die gemeinsame Heimat wieder zusammenführte. Da begann denn auch immer wieder das alte Spiel. Wir waren die sorglosen, glücklichen Kinder wie früher und der Wald unser liebster Aufenthalt. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß das inzwischen Erlernte in unsern Unterhaltungen eine Stelle bekam. Vieles davon war dem Unterrichtskreise des Mädchens völlig fremd, Vieles, was gemeinsam betrieben worden, hatte für sie eine Gestaltung erhalten, die uns überraschte. So entstand ein eigenthümliches, aber für uns höchst interessantes und anregendes Wechselverhältniß, eine Art von kinderhaftem wissenschaftlichen Verkehr, der, gegenseitig mittheilend, bildete und förderte. Daß dadurch unsere freundschaftlichen Beziehungen immer enger wurden, daß diese Ferienmonate das ganze Schuljahr hindurch einen Lichtpunkt der Erinnerung und der Sehnsucht bildeten —"

„Ich sehe die Sache kommen", schaltete Ulrike mit etwas gezwungenem Lächeln ein.

„Du dürftest Dich leicht irren", fuhr Friedrich fort. „Vielleicht wunderst Du Dich, daß ich in der Schilderung

dieses Kindertreibens so weitläufig geworden, aber ich mußte es, weil sonst das Folgende unerklärt bleiben würde, und dann sind diese Tage immer ein Juwel in den Erinnerungen meiner Kindheit."

Ulrike sah vor sich hin und ihre Stirn wurde so düster, daß es Friedrich auffiel. „Verstimmt Dich meine Erzählung?" fragte er.

„O nein; ich habe Dich nur im Stillen beneidet und gedacht, was es Schönes und Erhebendes sein muß fürs ganze Leben, solche Jugendeindrücke in sich zu tragen. Ich war nicht so glücklich! Meine Kindheit —"

„Denke nicht mehr daran", unterbrach sie Friedrich. „Denke jetzt nicht daran. Hat Dein früheres Leben die Blüten versäumt, so soll Dein künftiges Dir desto mehr und schönere ins Leben rufen. Werde ich es denn nie dahin bringen können, diese herben Erinnerungen durch meine Liebe zu verdrängen und zu ersetzen?"

In Ulrikens Auge glänzten schwere Thränen. Sie drückte Friedrich's Hand. „Und das Folgende?" fragte sie dann.

„Es wird kürzer sein als die Einleitung" erwiderte Friedrich. „Ich bin bei der Wendung angekommen. Die Beförderung meines Vaters verlegte unsern Wohn-

sitz in die Hauptstadt. Damit hörte der kleine Flecken mit seinem Schloß auf, das Ziel meiner Ferienreisen zu sein. Erst nach einigen Jahren, als ich bereits die Universität bezogen hatte und mich schon dem Ziel meiner Studien nahte, wurde es mit Karl, mit dem ich in ununterbrochener Freundschaft geblieben war, verabredet, nach einer gemeinschaftlichen Reise dort einzusprechen und einige Herbstwochen zu verbringen. Es geschah und die jungen Herzen hatten nach wenig Tagen des Wiedersehens den Zwischenraum der Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, ausgefüllt. Das Verhältniß war das alte. Wie wir zu Jünglingen herangewachsen, war das Mädchen zur Jungfrau geworden und stand nun zwischen uns wie eine Schwester zwischen Brüdern. Sie war nicht schön geworden, die Kränklichkeit ihres Aussehens entstellte sie, aber die Züge waren ebenmäßig, in den dunklen Augen lag Seele und ihre Stimme war von einem seltenen unbeschreiblichen Wohllaut. Wir streiften nun wohl nicht mehr tagelang im Walde herum, aber der Umgang war an innerer geistiger Regsamkeit desto reicher geworden. Lebhafte Erörterungen über die ewigen Fragen der Erde an den Himmel, begeisterte Gespräche über die großen unzerstörbaren Heiligthumsgedanken der Menschheit wechselten mit Untersuchungen über die

Künste und ihre Schöpfungen und mit dem Lesen unserer Dichter. Es waren Tage der schönsten, der reinsten Erhebung, die wir genossen. Am Abend vor der Abreise hatte uns eine ähnliche Unterhaltung über die Würde des Menschen in eine gehobene Stimmung versetzt. Es war Zeit geworden zu scheiden, denn am andern Morgen vor Tagesanbruch mußten wir fort. Da gaben wir uns, von dem Durchdachten begeistert und von der Wehmuth der Trennung erschüttert, die Hand zum gegenseitigen Gelöbniß, diesem Ideal der Menschheit treu bleiben und ihm unser ganzes Dasein widmen zu wollen, und so schieden wir. Wenige Wochen darauf erlag Karl dem Ansturm eines hitzigen Fiebers, das den jugendkräftigen Körper mit doppelter Wuth erfaßte. Das Fräulein sah ich nicht wieder."

Er schwieg. Auch Ulrike erwiderte nichts, doch ruhte ihr Auge auf Friedrich, als fühle sie, daß dieser Abschluß nicht ernstlich gemeint sein könne.

„Nicht wieder?" fragte sie dann.

„Ich sah sie nicht wieder während einer beträchtlichen Reihe von Jahren bis zu dem Abend, von dem wir sprachen."

Friedrich erzählte nun einfach und wahr sein Zusammentreffen mit Primitiva. Er verschwieg die Aufregung nicht, in die er dadurch versetzt worden war,

allein er glaubte auch mit Recht die Stimmung des Abends, sowie die völlige Ungewohntheit des ganzen Vorgangs hervorheben zu dürfen.

„Sieh, Ulrike", schloß er dann, „dies ist es, was mein Herz mich Dir zu sagen drängte, weshalb ich Dir ein Blatt meiner Jugendgeschichte aufrollen mußte. Nur so konnte ich hoffen, nicht mißdeutet, sondern verstanden zu werden. Ich hätte das Fräulein kaum wiedererkannt. Die vormalige Kränklichkeit ist verschwunden und hat einer gefälligen Entwickelung Platz gemacht, aber der Ton ihrer Stimme war mir unvergessen geblieben. An diesem erkannte ich sie, dieser versetzte mich wie ein Zauber in die Zeit zurück, von der ich Dir erzählte. Ich sah uns wieder als Kinder, sah uns in der Nacht unseres begeisterten Gelöbnisses, und mit einem Male war mir klar, daß schon damals, unbegriffen und mir selbst unbewußt, eine kindische Neigung zu der Schwester meines Freundes in mir geschlummert haben mußte! Es war mir, als sei nun eine Decke weggezogen und die bis dahin erstickte Flamme lodere verzehrend über mir empor. Ich brauche Dir kaum zu sagen, daß es eine Täuschung war. Es bedurfte nur einiger Stunden der Ruhe, nur eines Blickes auf Dich, und die Untreue gegen Dich — wenn ich es mit dem bösen Wort nennen soll — war gesühnt.

Das kindische Knabengefühl erbleichte vor der Wahl des Mannes — und Dein bin ich, Dein fürs ganze Leben, Dein mit jeder Regung, mit dem ersten und letzten Gedanken!"

Er umarmte Ulrike. Diese war von Friedrich's Mittheilung, noch mehr aber von der Art derselben, von dem Gepräge der Wahrheit, das sie unverkennbar trug, tief ergriffen. „Ich danke Dir", sagte sie dann, „für Deine schöne Offenheit. Sie ist mir ein neuer Beweis Deines Werthes und ein Pfand des Glücks, das mich an Deiner Seite erwartet! Glaube, daß ich Dein Betragen vollkommen zu würdigen weiß, und laß mich Dein Vertrauen dadurch erwidern, daß ich Dir —"

Das bedeutende Wort, das zum zweiten Male auf Ulrikens Lippen zu schweben schien, blieb zum zweiten Male unausgesprochen. Der hastige Eintritt der Räthin unterbrach das Gespräch und schnitt jede weitere Erklärung ab. Ein Bedienter in der Livree des Herzogs folgte ihr.

„Denke Dir nur, mein Sohn!" rief die Räthin. „Welche Gnade! Seine Durchlaucht schicken Dir noch am späten Abend —"

Friedrich war aufgestanden und dem Lakai — es war Bornemann — entgegengetreten. Dieser verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sprach, indem er ein leicht

verpacktes Etui überreichte: „Seine Durchlaucht lassen wegen der späten Störung um Entschuldigung bitten. Das Weitere enthält das Allerhöchste Handschreiben."

Er übergab selbes und entfernte sich, von der Räthin mit freundlichstem Eifer geleitet.

Friedrich öffnete indeß und las:

„Mein lieber Führer!

Glauben Sie nicht, daß ich erst jetzt des Festes gedenke, das Sie heute feiern. Ich wollte Ihnen zu demselben ein Geschenk reichen lassen, das meiner würdig und Ihnen ein bleibendes Zeichen sein sollte, wie hoch ich Sie schätze. Ich bin damit aufgehalten worden, deshalb die Verzögerung. Nehmen Sie denn mit demselben meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer Vermählung und die Versicherung meiner Gnade.

Der Ihnen besonders wohlgewogene

Felix."

Staunend öffnete Friedrich das Etui, neugierig trat Ulrike hinzu und stieß einen leichten Ruf der Ueberraschung aus. Ein schöner, sehr werthvoller Brillantschmuck lag darin und spiegelte die Lichter des Zimmers hundertfältig wieder.

Auch die Mutter war inzwischen zurückgekommen.

Ulrikens Blicke leuchteten, Friedrich schwieg, die Räthin fand zuerst einen Ausdruck für ihre Verwunderung.

„Du gütiger Gott“, rief sie, „das ist ja eine Pracht, daß einem die Augen übergehen! Das muß ja entsetzlich viel werth sein. Seht nur, diese Rosen von weißen Steinen und die goldenen Blätter dazwischen!“

„Sehr kostbar“, antwortete Friedrich, „beinahe zu kostbar! Ein einfaches Geschenk, dieses Billet allein wäre mir fast lieber gewesen.“

„Ei warum nicht gar!“ rief die Räthin. „Wenn Seine Durchlaucht Dir ein Hochzeitsgeschenk geben will, so muß er Dir eben eins geben, das sich für einen Herzog schickt. Aber sonderbar ist's doch, daß er etwas für Deine Frau und nicht lieber etwas für Dich gewählt hat.“

„Es möchte ihm wohl schwer gefallen sein, etwas Passendes von gleichem Werth für mich zu finden“, entgegnete Friedrich.

Ulrike stand noch immer schweigend und blickte unbeweglich die blitzenden Steine an.

Die Räthin neigte sich zu Friedrich und flüsterte ihm etwas leise zu. Lächelnd verließ er mit ihr das Zimmer.

Ulrike schien das Weggehen beider kaum zu bemerken. Es war unverkennbar, daß in ihrem Innern ein Kampf vorging. Plötzlich raffte sie sich empor, klappte das Etui mit dem Schmuck zu und rief ent-

schlossen: „Es muß sein! Er soll, muß es wissen.“ In der nächsten Sekunde versank sie jedoch wieder in träumerisches Nachsinnen.

So traf sie Friedrich. „Nun“, scherzte er, „bist Du ganz stumm geworden über den glänzenden Steinen, oder hätte vielleicht mein Bekenntniß einen dunklern Stein auf Dein Herz gewälzt?“

Ulrike sah empor und lächelte. „Wer weiß!“ sagte sie. „Dem Bekenntniß fehlt auch ein Haupterforderniß zur gänzlichen Verzeihung.“

„Und welches?“

„Die Vollständigkeit. Sachen und Personen kenne ich nun wohl, die Namen nicht.“

Ueberrascht blickte sie Friedrich an. „Der Name thut wohl hier nichts zur Sache“, sagte er dann, offenbar unangenehm berührt. „Wozu auch der Name? Du weißt, welchen Auftrag ich erhalten hatte, und wirst begreifen, daß der Name unter allen Umständen nicht mein Geheimniß ist.“

Die Weigerung verstimmte auch Ulrike. Es wehte daraus ein erkältender Hauch an ihr Herz, der all die warmen Wallungen der vorhergehenden Augenblicke versengte, wie ein Spätfrost, der unverwahrte Keime trifft.

Sie schwieg.

Unmittelbar hierauf trat die Räthin mit der Mahnung ein, es sei spät geworden und Schlafenszeit.

„Folgt mir, Kinder“, sagte sie, „ich will Euch ins Brautgemach geleiten.“

Sie gingen. An der Thür hielt die Räthin an und griff in das Gefäß mit Weihwasser, das an der Thür hing. Sie besprengte Friedrich und Ulrike damit und beschrieb jedem das Kreuzzeichen auf die Stirn. „Ich weiß wohl“, sagte sie dann etwas erweichten Tones, „daß Ihr beide meines Glaubens nicht seid, aber kehrt Euch nicht daran, was ich thue, sondern denkt, in meinem Sinne ist es gewiß gut gemeint. Wohl Euch, daß Ihr beide einem Glauben angehört, das wird Euch viel Herzeleid ersparen, das ich kennen lernte; wäre es auch nur nur, was einer Mutter gewiß nicht leicht ankommt, wenn sie ihren Sohn nicht beten lehren kann und darf. Doch was red' ich da! Wir glauben doch alle an einen Gott — sein Segen sei mit Euch, daß kein böser Geist jene Schwelle mit Euch überschreite, sondern nur die Liebe, die ein Gefallen ist in seinen Augen!“

Gerührt küßte sie beide und verschwand.

Als auch in dem Schlafgemache der Neuvermählten das Licht erlosch, stieg aus den Gebüschen des Gartens eine weiche, zärtliche und doch tief klagende Melodie, von Saiteninstrumenten gespielt, empor, als sei es der Festgruß eines edlen entsagenden Herzens.

---

## Drittes Kapitel.

### Der erste Schritt.

Wenige Wochen später war in dem Vorgemache, welches zu dem Prunksaale des Residenzschlosses führte, eine zahlreiche und ungemein glänzende Gesellschaft versammelt. Reich gestickte Beamtenanzüge wechselten mit bunten, prächtigen Soldatenuniformen. Zwischen beiden wurde hier und da, gleichsam als dunkle Folie, der schwarze Frack des schlichten Bürgers oder der Talar des Geistlichen sichtbar. Der bloße Anblick ließ erkennen, daß eine solche Versammlung eine außerordentliche Veranlassung haben mußte. Das Gefühl hiervon lag auch auf den Anwesenden, alle waren in unverkennbarer Bewegung, wenn auch die Sitte des Orts die gegentheiligen Muthmaßungen, in denen sich die Er-

wartung Luft machte, zu halbem Geflüster herabdrückte.

Eine von den Gruppen, die theils Zufall, theils Standesgleichheit gebildet hatte, stand zunächst der Eingangsthür in den Thronsaal in einer tiefen Fensternische. Es war General Bauer mit Graf Schroffenstein und dessen Sohn.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Allem, mein Werthester?" begann Schroffenstein. „Was erwarten Sie von diesen Vorbereitungen?"

„Ich meine, das ist nicht eben schwer zu errathen", erwiderte der Gefragte kalt. „Es wird ein Hauptstreich beabsichtigt. Es soll irgend eine Kundmachung geben, irgend ein neues Gesetz soll bekannt gemacht werden."

„Und dazu sollen auch die Bürger geladen sein?" entgegnete Schroffenstein. „Unmöglich kann ich das glauben! Was hätte die Roture mit den Gesetzen zu schaffen?"

„Was?" lachte Bauer. „Haben Sie in den paar Monaten, seitdem Sie das Portefeuille abgaben, alle Staatskunst verlernt? Wissen Sie nicht, daß es jetzt an der Tagesordnung, ehe man den Unterthanen ein Gesetz gibt, sie fein höflich zuvor zu fragen, ob ihnen das Gesetz auch gefalle, ob Sie die Güte haben wollen, ihm zu gehorchen? Die neue Politik kehrt das Unterste

zu oberst, darum ist jetzt der Bürger die Hauptsache und wir Andern alle, Adel, Beamte, Soldaten, sind nur dazu da, dem neumodischen Abgott das Faulbett recht bequem zu machen. Darum sind die Bürger auch heute hier, das Stück könnte nicht gegeben werden ohne sie; wir sind blos die Decoration zu der Komödie!"

„Sie geben ein treffendes Bild der neuen Ideen über den Staat", sagte Schroffenstein, gezwungen lächelnd, „und doch denke ich, daß Sie zu schwarz sehen. Ich glaube nicht, daß Seine Durchlaucht so sehr von dem Gifte dieser Neuerungen influirt sind, dem Volke so weitgehende grundsätzliche Zugeständnisse zu machen. Er wird einige Verordnungen geben, von denen man viel Lärm und Aufheben machen wird, dabei wird es sein Bewenden haben! Und dann, wie sollte ein Gesetz kommen, das nicht im Staatsrathe berathen worden wäre?"

„Aber, mein goldener Exminister", entgegnete Bauer, „merken Sie denn nicht, wie sehr wir sammt dem Staatsrath überflüssig geworden sind? Der Herzog ist Herr, unumschränkter Herr, was soll ihn zwingen, die bisherigen Formen zu beachten? Sein neuer Minister ist ihm Staatsrath genug!"

„Leider", fiel der jüngere Schroffenstein ein, „leider glaube ich, daß der Herr General Recht behalten wer-

den. Bei alledem aber hat der gewaltige Einfluß, den ein so unbedeutender Mensch auf einmal gewonnen, etwas Räthselhaftes! Hat man doch nie zuvor von ihm gehört!"

„Ihr Vater muß ihn kennen", bemerkte Bauer mit unverhehltem Spott, „der junge Mann gehörte doch in sein früheres Departement."

„Wenn auch!" antwortete dieser. „Wer könnte einem Minister zumuthen, daß er die Legion von jungen Leuten kennen soll, die angestellt sein wollen! Er soll ein paar gute Abhandlungen geschrieben haben. Man hielt ihn deshalb für den Lehrstuhl geeignet, den er ebenfalls zur Zufriedenheit ausgefüllt haben soll. Das ist Alles, was ich von ihm weiß."

„Doch soll er Seiner Durchlaucht schon in Göttingen nahe gestanden sein", erinnerte der Sohn.

„Die Beziehungen müssen denn doch nicht so sehr nahe gewesen sein", antwortete der Vater, „sonst würde ihn der Herzog wohl nicht so lange Zeit gänzlich aus dem Auge verloren haben!"

„Es ist am Ende sehr gleichgültig", rief der General, „wie er zu seiner jetzigen Stellung und Macht gelangt ist. Die Thatsache steht fest, er hat sie, und wenn nicht aller Anschein trügt, hat er auch Willen und Muth, sie vollständig zu benutzen."

„Aber was thun wir, General?“ entgegnete rasch Schroffenstein der Vater. „Können wir allein so müßig zusehen?“

„Das möchte auch ich fragen“, fügte der Sohn hinzu.

„Was wir thun, meine Herren?“ fragte der General spottend entgegen. „Wir benutzen unsern Ruhestand, um Betrachtungen anzustellen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und nebenbei warten wir, ob nicht auch unsere Zeit wieder kommen wird.“

„Ah, sieh da, Herr Gerichtsrath Weber“, unterbrach der alte Schroffenstein das Gespräch und wendete sich dem Genannten zu, der mit unterwürfiger Verbeugung hinzugetreten war. „Wie gehen die Geschäfte? Eine solche Frage“, fügte er mit etwas hämisch verzogenem Munde hinzu, „müssen Sie wohl einem Manne zu gute halten, der so lange Ihr Chef war und sich an den Müßiggang noch nicht gewöhnt hat!“

„Eure Excellenz mögen überzeugt sein“, rief der Rath, „daß wir alle Dero Scheiden nicht ohne die tiefste Wehmuth sahen. Was den Dienst betrifft, so geht Alles in gleichem Gleise fort. Eure Excellenz wissen, daß der Geschäftsgang ein streng geregelter ist. Der Organismus greift so vielfach und fein in einander, daß es nicht möglich ist, so leichthin, wie vielleicht in andern Gebieten, einzugreifen. Es will aller-

dings verlauten, als habe der weiland Professor, dem die Gnade Seiner Durchlaucht nunmehr das Staatsruder anvertraut hat, auch hier allerlei neologische Ansichten und Reformen im Sinne."

„In der That? Sie sagen mir da eine Neuigkeit. Und von welcher Art sollen diese Reformen sein?"

„Mein Gott", replicirte der Gerichtsrath, immer in der Stellung tiefster Devotion verharrend, „Eure Excellenz kennen ja die Schlagworte, womit man die Einrichtungen des Auslandes nachahmen und die gute alte Themis von dem Sitze verdrängen will, den sie seit Jahrhunderten in Ehren behauptet hat. Mündlichkeit! Oeffentlichkeit! Schwurgerichte! Lauter Dinge, die man für neue Erfindungen ausgibt und die doch nichts sind als Ueberbleibsel aus dem alten jure germanico, durch die Praxis lange antiquirt und als unbrauchbar dargethan."

„Was sehen Sie so betroffen und verlegen darein, Graf?" rief hier der General. „Nun werden Sie mir wohl bald Recht geben, daß nichts auf der alten Stelle bleiben soll? Wir können gehen, uns begraben zu lassen!"

„Allerdings!" sagte der Angeredete mit bedenklicher Miene. „Das wäre die tiefgehendste Veränderung! In dem Rechtsleben eines Volks laufen alle Wurzeln des-

selben zusammen. Und sind gewichtige Gründe da, welche solche Absichten vermuthen lassen?"

„Ich glaube dies bejahen zu müssen", seufzte der Gerichtsrath. „Der Minister ist ein Theoretiker; solche verfallen gar zu gern der Lust, Versuche zu machen, über die der Praktiker lächelt. Die Praxis wird aber nicht dessen stärkste Seite sein. Ich kenne den Professor, den Minister will ich sagen, weil er einige Monate am Gerichtshof als Referendar arbeitete. Seine Vorträge hatten alle nicht den rechten juridischen Ton, den stilus curialis, sie ließen einen gewissen belletristischen Anflug nicht verkennen, der den echten Juristen anwidert."

Der gewesene Minister lächelte. „Ich verstehe", sagte er, „ich kenne das!"

Er wollte mehr sagen, wurde aber von seinem Sohne unterbrochen, der sich inzwischen abgewendet hatte und nun mit einem Fremden herzutrat. Es war ein sehr fein und modisch gekleideter Mann von mittlern Jahren, der das dunkle lange Haar gescheitelt trug und es rückwärts gekämmt in langen Locken den Nacken hinabfallen ließ.

„Entschuldigen Sie die Unterbrechung, mein Vater", sagte der Hauptmann, den Fremden vorstellend. „Ich glaube, Ihnen Vergnügen zu machen, indem ich Ihnen

eine interessante Bekanntschaft verschaffe: Herr Rigollet, Baukünstler aus Brüssel, von Seiner Durchlaucht mit dem Bau des neuen Lustschlosses beauftragt."

Die Herren begrüßten sich. „Ich bin heute schon bestimmt, Neues zu erfahren, wie es scheint", sagte Schroffenstein. „Seine Durchlaucht bauen ein neues Schloß?"

„So weit ist es noch nicht", antwortete Rigollet mit etwas fremdländischem Accent. „Zur Zeit ist nur von dem Plane eines solchen Baues die Rede. Das Glück wollte, daß ich eben die Entwürfe zu einem in ähnlichem Sinne gedachten Prachtbau beendigt hatte und daß sie den Beifall Seiner Durchlaucht fanden."

„Die Zeichnungen", schaltete der Hauptmann ein, sollen an Pracht und Eleganz alles bisher Dagewesene überbieten."

Der Künstler verneigte sich. „Sie schmeicheln", sagte er; „es sind einige neue Ideen darin, das ist Alles!"

„Und wohin soll das Schloß zu stehen kommen? Wie soll es heißen?" fragte General Bauer.

„Der Ort ist sehr glücklich gewählt", antwortete Rigollet. „Ohne Zweifel ist Ihnen die Anhöhe bekannt, welche kaum ein paar Stunden von der Stadt von den Ufern des Flusses aufsteigt und von dort terrassenförmig immer weiter gegen das Hochgebirge verläuft.

Auf einem Hügelvorsprung ist eine Waldblöße weithin sichtbar, das ist die Baustelle. Dieselbe ist zur Anlegung eines Parks wie gemacht, und von dort aus wird sich nach der einen Seite eine reizende, kaum übersehbare Fernsicht über die Ebene bieten, während gegenüber waldige Berge den Horizont abgrenzen. Der Name ist meines Wissens noch nicht zur Sprache gekommen."

„Natürlich", fiel scherzend der Hauptmann ein, „der Name bleibt vorbehalten, bis irgend ein Anlaß, allenfalls die Vermählung Seiner Durchlaucht, zu der es doch bald kommen dürfte, ein Motiv gibt. Dann ergibt sich eine Sophienlust, eine Marienhöhe, eine Josephensruh wie von selbst!"

Man lachte. Das Gespräch wurde durch eine Bewegung im Saale unterbrochen, welche daher entstand, daß der Oberkammerdiener Kündig eintrat und den Fourieren, welche die Thür des Thronsaals besetzt hielten, einen Befehl zuflüsterte.

Sofort öffneten diese die Flügelthüren, innerhalb deren der Ceremonienmeister erschien, mit seinem Stabe ein paarmal auf den Boden klopfte und dadurch das Zeichen zum Eintritt gab. Wie von selbst ordneten sich die Anwesenden ihrem Range und Stande gemäß in einen Zug, der unter feierlichem Schweigen die Schwelle des Saals überschritt.

„Lassen sich Eure Excellenz die Geduld nicht ausgehen", flüsterte der alte Oberkammerdiener dem Grafen Schroffenstein im Vorbeigehen zu; „es kann noch eine gute Weile dauern, denn es geht Wichtiges vor."

Während dieser Vorgänge schritt der neue Herzog in seinem Arbeitszimmer gedankenvoll auf und nieder. Das Gemach war reichlich mit Allem ausgestattet, womit moderne Lebenskunst den Menschen zu umgeben und das kleinste Bedürfniß zu einem angenehmen Genusse zu gestalten weiß. Der hohe luftige Raum erhielt durch zwei mächtige, fast von der Decke bis zum Boden reichende Krystallfenster solchen Ueberfluß an Licht, daß die breiten Gardinen von dunkelrother Seide, welche daran in schön geschlungenen Faltenwellen herniederfielen, eine sehr wohlthuende und angenehme Lichtbrechung hervorbrachten. Von den grünen, mit zierlichen Laubgewinden von gleicher dunklerer Farbe durchwirkten Tapeten der Wände hoben sich die im tiefsten Nußbraun polirten und mit schwerem dunkelrothen Damast bezogenen Möbel gefällig ab. Zu beiden Seiten des bequemen Arbeitstisches erhoben sich zierliche Schränke, mit einer Menge schön eingebundener Bände bestellt; über diesen hin standen, auf stattlichen Postamenten gereiht, Marmorbüsten berühmter Männer, den Eindruck

des Ganzen zu einem ernstfreundlichen Charakter abrundend.

Inmitten des Zimmers stand ein großer runder Tisch, mit auseinander gerollten Bauplänen und Zeichnungen vollständig bedeckt.

Der Herzog selbst bot dem Beschauer ein Bild dar, welches zu der Schönheit und Eleganz der umgebenden Räume vollkommen paßte. Die prachtvolle militärische Uniform, die er trug, war vollkommen geeignet, das schöne Ebenmaß des ganzen Körpers aufs glänzendste hervorzuheben. Der Kopf mußte männlich schön genannt werden und hatte etwas Kriegerisches und Starkes, was an den verstorbenen Herzog, seinen Vater, erinnerte. Um den Mund schwebte jedoch ein Zug von fast mädchenhafter Weichheit, der den strengen Charakter des Ganzen milderte. Einen Menschenkenner möchte er wohl auf die Vermuthung gebracht haben, daß er ein Zeichen zu großer Lenksamkeit und zu leichter Empfänglichkeit für äußere Eindrücke sei. In dem Auf- und Abschreiten im Zimmer war eine gewisse unruhige Hast unverkennbar, doch war es weniger die Aufregung der Unentschlossenheit, welche sich kennzeichnete, als die ernstfreudige Spannung, mit der man an die endliche Ausführung eines lang gehegten, lieb gewordenen Gedankens geht.

Zuletzt blieb er vor den Plänen auf dem Tische stehen, und während seine Blicke den Linien der Entwürfe folgten, schien auch sein Geist nicht ungern auf die neue Gedankenreihe einzugehen.

So traf ihn Friedrich, welchen Kündig, als schon erwartet, unangemeldet eintreten ließ.

„Guten Morgen, lieber Führer", redete ihn der Herzog an. „Sie werden verwundert sein, mich über solcher Beschäftigung zu treffen. Ich habe mich heute über jenen ernsthaften und großen Dingen recht müde gearbeitet."

Er deutete dabei auf mehrere umfangreiche, mit großen Siegeln versehene Urkunden, welche auf dem Arbeitstische lagen. „Darüber", fuhr er dann fort, „kam mir die Erholung gelegen. Wie finden Sie diese Entwürfe?"

Friedrich betrachtete selbe einen Augenblick. „Ich bin zu wenig Kenner", sagte er dann, „um auf den ersten Blick hin eine gegründete Meinung abgeben zu können. Flüchtig angesehen scheint der Entwurf viel Eigenthümliches zu haben."

„Ganz meine Ansicht!" rief der Herzog. „Es ist einer der gelungensten Versuche, die Schönheiten der einzelnen Baustile in ein selbstständiges Ganzes zu vereinigen! Und doch ist es keine Muster-

karte, doch ist Alles harmonisch verbunden und gegliedert!"

„Es scheint der Plan eines Schlosses zu sein?"

„So ist es. Die Entwürfe haben meinen vollsten Beifall und ich brenne vor Begierde, sie ausgeführt zu sehen."

„Wie, Eure Durchlaucht wollten —"

„Ich bin entschlossen, das Schloß zu bauen, und zwar sogleich. Die gelinde Spätherbstwitterung ist den Vorbereitungen sehr günstig, der Baumeister ist da; wenn Alles nach Wunsche geht, muß der Bau in zwei Jahren vollendet sein."

Der Fürst war wieder im Gemache auf und ab geschritten. Er schien eine Antwort zu erwarten. Als keine erfolgte, hielt er inne und betrachtete Friedrich, welcher nachdenkend und unverwandt auf die Zeichnungen blickte.

„Was denken Sie?" rief dann der Fürst. „Warum reden Sie nicht?"

„Ich denke", erwiderte Friedrich, „daß es kaum möglich sein wird, einen solchen Prachtbau unter ein paar Millionen herzustellen."

„Wohl möglich, doch haben Sie die Kosten mit dieser Summe ohne Zweifel zu hoch gegriffen. Es ist mir übrigens angenehm, daß wir darauf gekom-

men sind. Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen darüber zu sprechen. Sie werden auf die Wege denken, den Bedarf auszumitteln und anzuweisen."

Friedrich schwieg noch eine Sekunde. „Das kann ich nicht, Eure Durchlaucht", sagte er dann fest. „Das ist unmöglich!"

Ueberrascht blieb der Herzog stehen und heftete den Blick fest auf den Kühnen, indeß die Röthe einer zornigen Aufwallung über seine Stirn ging. „Wie wäre das?" sagte er dann. „Unmöglich?"

Friedrich hielt ruhig den gespannten Blick des Fürsten aus. „So sagte ich", erwiderte er, gleichfalls nicht ohne Bewegung. Er fühlte, daß er einem Zusammenstoße mit der Lieblingsneigung des jungen Herrschers entgegengehe. Während er jedoch zu sprechen fortfuhr, gewannen Stimme und Ton bald die gewohnte Sicherheit wieder.

„Eure Durchlaucht wissen", sagte er, „daß ich es für das Nöthigste und Wichtigste hielt, beim Antritt des neuen Amts den Zustand der Finanzen des Landes gründlich und schonungslos zu untersuchen. Das ist einzig und allein der Boden, auf dem mit der Zuversicht auf Dauer gebaut werden kann. Ich habe Ihnen das Ergebniß dieser Untersuchung offen und ohne Rückhalt, wie ich sie vorgenommen hatte, mitgetheilt. Es

war nicht erfreulich. Eine theils kurzsichtige, theils, ich sage es geradezu, unredliche Verwaltung hat die Einkünfte des Landes verringert, ja selbst die unversiegbaren Quellen auf lange Zeit hinaus belastet und verpfändet. Die Schuldenlast ist nahe bis zur Unerschwinglichkeit vermehrt und die Steuerkraft des Landes in einer Weise angespannt, die keinerlei Ansprüche mehr erträgt. Einen Beweis für diese traurige Wahrheit haben Durchlaucht selbst erlebt."

Friedrich hielt inne. Der Herzog hatte sich in den Armstuhl vor dem Arbeitstisch geworfen und schwieg, die Hand vor die Stirn haltend.

„Die unabweislichste Forderung der Gegenwart", fuhr ersterer nach kurzer Pause fort, „ist eine weise Sparsamkeit. Eure Durchlaucht haben das selbst eingesehen und gut geheißen, wie soll sich damit eine so große und, entschuldigen Sie meine Kühnheit, so ganz überflüssige Ausgabe vereinigen lassen? Ich muß wiederholen, daß es eine Unmöglichkeit ist, aus den Staatseinkünften die verlangte Summe zu schaffen."

Er schwieg. Auch der Herzog verharrte noch eine Weile wortlos in seiner vorigen Stellung. „In der That", rief er dann sich unmuthig umwendend aus, „ich lerne das Leben eines Regenten von einer recht anmuthigen Seite kennen! Ein wahres Chaos von

Arbeit und Mühe, um den lauten und stillen Ansprüchen nur halbwegs gerecht zu werden, eine wahre Hetzjagd von Sorgen, daß es allen und jedem nach Wunsche geht, der erste Wunsch aber, den ich aus Liebhaberei für mich selbst laut werden lasse, heißt eine Unmöglichkeit! Wenn ich für das Volk sorgen soll, darf ich nicht auch an mich denken? Kann ich es nicht?"

„Eure Durchlaucht sind unumschränkter Gebieter dieses Landes! Sie können, was Sie wollen. Aber Sie werden das nicht wollen. Die Liebhabereien der Fürsten sind nicht selten das Unglück der Nationen. Eure Durchlaucht werden wegen einer Liebhaberei nicht ernste große Zwecke des Volkswohls beeinträchtigt wissen wollen und doch würde dies unvermeidlich sein!"

„So bin ich, statt der Herrscher meines Volks zu sein, dessen Sklave!"

„Kennte ich die Grundsätze und Ansichten Eurer Durchlaucht nicht, so würde ich darauf erwidern, Jedermann ist in einem gewissen Sinne der Sklave seines Besitzthums. Er muß dessen Erhaltung um seiner selbst willen wünschen und muß deshalb auch Beschränkung ertragen, wenn sie zur Erhaltung förderlich ist. Ein kluger Oekonom wird von seinem Grundstück nicht einen höchsten Ertrag fordern, der es aussaugt, er wird sich lieber mit geringerer Ernte begnügen, von der er

aber Nachhaltigkeit und Steigerung erwarten darf. Die Herrschergewalt ist einem solchen Besitzthum ähnlich. So würde ich sagen, Eure Durchlaucht, wenn ich nicht wüßte, daß Ihre Ansichten über den Beruf des Fürsten auf höhern als solch materiellen Grundlagen ruhen!"

Der Herzog erhob sich. „So wird es denn", sagte er, wie ausweichend, „die Kunst allein sein, welche unter der Nothwendigkeit zu leiden hat!"

„Ich bin kein solcher Barbar", entgegnete Friedrich, „daß ich die Rechte der Künste schmälern und ihre Stellung im Leben beinträchtigen wollte, aber ich scheue mich nicht zu sagen, daß sie nur ein heiteres, selbstgefälliges Spiel der gesättigten Kräfte, daß sie so zu sagen Luxus sind. Darum gedeihen sie am besten in den Zeiten des Friedens und verkümmern, wenn die Kräfte anderweitig zur Erhaltung oder zum Kampfe in Anspruch genommen sind. Es ist im Staatshaushalt wie in dem der Familie. Ein vorsichtiger Hausvater wird nicht Dinge des Schmucks, des Vergnügens kaufen, wenn noch Unentbehrliches zu decken ist! Ich möchte nicht mißverstanden werden, Durchlaucht! Was ich jetzt sage, gilt nicht für immer; nur jetzt, für einige Jahre ist ein solcher Lustbau, eine solche Ausgabe eine Unmöglichkeit. In diesem Zeitraum wird sich der Haushalt regeln, es wird sich ein Gleichgewicht

der Einnahmen und Ausgaben herstellen lassen; dann, mit erstarkten Kräften, wird es möglich sein, auch das Ueberflüssige zu thun. Eure Durchlaucht besitzen manches schöne Schloß, manches reizend gelegene Gut — begnügen Sie sich damit bis zu diesem Zeitpunkt. Dann ist es nicht nur Zeit, Ihrer Neigung für die schöne Kunst thatsächlich zu huldigen, dann ist es Ihre Pflicht, es zu thun und den reizenden Blüten des menschlichen Genius ein sicheres Asyl zu bereiten. Dann mögen Sie Ihrem Volke, wie jetzt im Entschlusse der Entbehrung, auch in Förderung des Schönen vorangehen!"

Der Herzog hatte Friedrich's Worten sinnend zugehört. Jetzt trat er auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und rief: „Sie haben Recht, mein Freund! Ich danke Ihnen. Sagen Sie mir immer die Wahrheit, wie diesmal. Von dem Bau soll nicht mehr die Rede sein."

„Ein Entschluß", rief Friedrich gerührt, „des Fürsten würdig, der im Begriffe steht, seinem Volke mit der Freiheit seine Menschenwürde zurückzugeben!"

„Schweigen Sie", antwortete der Herzog, nichts mehr davon! Man wird uns bereits erwarten — lassen Sie uns denn gehen und das Werk beginnen! Nehmen Sie die Papiere!"

Friedrich näherte sich dem Schreibtische, um die dort liegenden Urkunden in Empfang zu nehmen.

In diesem Augenblick öffnete Kündig die Thür. „Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin-Mutter", meldete er, und die greise Fürstin schritt, von Primitiva geführt, in das Gemach.

Ueberrascht trat ihr der Herzog entgegen. „Meine gnädigste Großmutter bei mir?" fragte er.

„Ich muß wohl zu Dir kommen, mein Kind", erwiderte die Herzogin, „da Du den Weg zu mir verlernt zu haben scheinst. Ich habe viel mit Dir zu sprechen. Sind wir allein?"

„Außer meinem Minister, Herrn Führer, ist Niemand zugegen", antwortete jener.

Die Herzogin zog die Augen geringschätzig zusammen und sagte, nach der Richtung gewendet, in welcher eine Bewegung des Genannten sie dessen Standpunkt vermuthen ließ: „Der Herr Minister werden die Güte haben, mir meinen Enkel, den Herzog, auf einige Augenblicke zu überlassen. Fräulein Falkenhoff, geben Sie mir einen Stuhl und erwarten Sie mich im Vorzimmer."

Primitiva vollzog den Befehl. „Gehen Sie, Führer", sagte der Herzog, „sorgen Sie, daß die Verzögerung nicht auffällt."

„Setze Dich zu mir, Felix“, sagte die Herzogin, als das Schließen der Thür ihr verkündet hatte, daß sie mit dem Herzog allein war. „So dringend wird, was Du vorhast, nicht sein, daß Du an mir die Minuten absparen müßtest. Schreibe es Dir selber zu, wenn ich Dich störe und aufhalte. Wenn Du Vertrauen zu mir hättest und ich für Dich noch auf der Welt wäre, würde ich wohl eher erfahren haben, was mich jetzt zwingt, im letzten Augenblicke zu Dir zu kommen!“

„Ich glaube nicht, daß ich es an der gebührenden Aufmerksamkeit —“

„Aufmerksamkeit? O nein! Der Enkel hat sich gegen mich nicht vergangen, aber dem Herzog bin ich nicht mehr als eine alte blinde Frau, die sich mit ihren Ansichten überlebt hat!“

„Ich weiß in der That nicht —“

„Wo das hinaus will? Ich will Dich an das erinnern, was Du nie hättest vergessen sollen, daß Du nirgends einen größern Schatz von Erfahrungen, nirgends einen bessern Willen, Dir zu rathen, finden kannst als bei der alten Frau, die seit ein paar Menschenaltern auf der schwindelnden Höhe stand, auf der nun Du stehst! Oder bist Du so weise, keines Rathes zu bedürfen? Nein, denn Du hast Dir Deinen Rath-

geber, einen Führer gewählt, der Dir zum Verführer geworden ist!"

„Aber, meine theuerste Mama —"

„Schweige und höre mich erst. Ehre mein Alter, wenn Du meine Einsicht nicht achten willst. Kind, Felix, Herzog, was muß ich von Dir hören! Du hast Dir einen bürgerlichen Rathgeber gewählt — sind die Reihen der edlen Geschlechter, die Deinen Thron umgeben, so sehr gelichtet, daß Du keinen unter ihnen Deines Vertrauens würdig fandest? Was kann Dir der Sohn des Bürgers rathen, der in der Niedrigkeit aufgewachsen ist? Aber nicht genug, Du willst sogar Hand anlegen an das uralte Gebäude des Rechts, willst einen Theil Deiner Herrschermacht in die Hände des Volks geben —"

„Nicht doch, das will ich nicht. Die Rechte meiner Krone sollen ganz und ungeschmälert bestehen, aber was dem Volke als solchem gebührt, die Rechte des Menschen, die ihm eine despotische Zeit entrissen hat, will ich ihm wiedergeben! In meinem Lande sollen Wort und Gedanken, sollen die Gewissen frei sein! Alles soll gleich sein vor dem Gesetz! Ein festes, bindendes Grundgesetz soll für alle Zeiten das Verhältniß zwischen Fürst und Volk regeln."

„Genug, genug! Verschone mein ungewohntes Ohr

mit diesen Thorheiten, die ich wohl aus Deinem Munde zuletzt hören sollte! Bist Du so neu in der Geschichte der Völker, oder hast Du ihren Sinn so wenig verstanden, daß Du nicht weißt, daß die Freiheit des Gedankens die Flut ist, welche, immer höher steigend, die Throne von der Erde spült? Und Du willst selbst die Schleußen öffnen, willst die Dämme abgraben, die unser treuester Bundesgenosse, der tausendjährige Glaube der Menschen, zu seinem und unserm Schutze gebaut hat?"

„Sie billigen meine Handlungsweise wider Willen durch Ihre eigenen Worte. Eben weil ich weiß, daß der Gedanke unaufhaltsam ist wie die Luft, weil ich das Heranbrausen seiner Fluten nicht überhöre, bin ich darauf bedacht, den Anprall zu mildern, indem ich das Bett ebne und dem Strome einen geregelten Lauf gebe!"

„Thue das! Thu', was Du kannst, aber thu' es nicht auf Kosten dessen, was besteht. Was einst werden soll und kann, ist ungewiß, was bereits besteht, seit Jahrhunderten und mit vollem Recht besteht, das hat ein Recht zu sein, das suche zu schützen. Beseitige, unterdrücke, was sich dagegen auflehnt, so wirst Du die Gefahr besser beseitigen oder doch um neue Jahrhunderte verzögern!"

Der Herzog erwiderte nichts, obwohl die Greisin inne gehalten.

„Warum schweigst Du“, fuhr sie dann fort, „wenn Du meinen Gründen zu begegnen vermagst? Du fühlst wohl, daß Du es nicht kannst; Dein Gemüth ist bereitwilliger, es zu empfinden, als Dein Kopf, es einzugestehen. Muß ich Dich noch erinnern, was Du Deinem Hause, Deinen Vorfahren und Deinen Nachkommen schuldig bist? Unumschränkt hast Du die Krone ererbt, willst Du sie entzweibrechen? Willst Du ein Stück davon dem Volke zurückgeben und sagen: Ich trug sie bisher mit Unrecht! Nehmt und laßt mich künftig mindestens zur Hälfte Euer Herrscher sein? Das darfst Du nicht!“

„Ich dürfte nicht?“ warf der Herzog ein, der nicht ohne Theilnahme zugehört.

„Du darfst nicht! Aus keines Menschen Hand, frei, von Gottes Gnaden, wie das Leben selbst, hast Du die Krone. Darfst Du schmälern lassen, was Du Dir nicht gegeben hast? Darfst Du ein Juwel aus dem Dir anvertrauten Schatze verschenken? Darfst Du Deine einstigen Kinder um dieses Juwel verkürzen? Du darfst nicht — Du bist Gott und ihnen verantwortlich!“

„Ich denke, einst davor nicht beben zu müssen.“

„Bist Du so kühn? Und wenn Du schon hier

unten zur Verantwortung gezogen würdest? Nach dem Aussterben unseres Hauses hat die Regentenfamilie unseres großen Nachbarstaats die nächste Anwartschaft auf den Thron dieses Landes. Glaubst Du, daß dies mächtige Geschlecht solche Veränderungen, wie Du sie beabsichtigst, ruhig mit ansehen, ihnen nicht entgegentreten werde? Du bereitest Dir Verwickelungen, die unabsehbar sind und unmöglich von gutem Ausgange sein können!"

Der Herzog sprang auf und schritt hastig hin und her. Obwohl sein Entschluß feststand, brachten die Worte der Herzogin dennoch eine unruhige Stimmung in ihm hervor, die er augenblicklich nicht zu bemeistern vermochte.

„Du bist bewegt, mein Kind", fuhr die Herzogin nach einem Moment des Lauschens fort, „meine Rede hat also noch nicht alle Macht über Dich verloren! Laß Dir darum nur noch eins sagen! Wenn Du wirkich der Ansicht bist, dem Zeitgeiste etwas bewilligen und Deinem Regiment einen andern, mildern Charakter geben zu müssen, so thu' es, ich will Dich deshalb nicht tadeln, will sogar sagen, Du handelst vielleicht klug, aber thu' es nicht auf eine Weise, die Dich bindet! Thu' es nicht so, daß Du, was jetzt Dein freier Wille ist, dann gezwungen thun mußt. Wenn

Du etwas gewähren willst, so laß es Deiner Gnade verdankt sein, nicht aus einem Rechte gefordert werden. Brauche Deine ganze Macht, um auszuführen, was Dir gut scheint, aber gib nicht die Macht selbst aus der Hand!"

„Sie bestürmen mich vergeblich, theure Mama", rief endlich der Herzog. „Alles, was Sie mir sagen und sagen können, ist lange gesagt und überlegt worden, zudem ist es zu spät."

„Nein, noch ist's nicht zu spät, noch hast Du das entscheidende Wort nicht ausgesprochen", erwiderte hastig die Herzogin. „Sprich es nicht aus, ich bitte Dich, und Alles ist gut!"

„Ich kann nicht mehr zurück! Ich habe, wie Sie wissen werden, eine Versammlung von allen Ständen des Landes einberufen, um die Kundgebung meiner neuen Gesetze zu vernehmen. Sie warten bereits meiner, sie ahnen ohne Zweifel bereits, was vorgeht — können Sie fordern, daß ich jetzt noch zurücktreten und mich zum Gespötte machen soll?

„Nimmermehr! Schlimm genug, daß es schon so weit gekommen! Thu' denn, was nicht mehr zu ändern ist, gib etwas, weil Du nicht mehr ganz zurücktreten kannst! Gib, wenn es denn sein muß, die Presse frei, bewillige, was Dir sonst gut dünkt, aber

binde Dir die Hände nicht: behalte das Gesetz zurück, das Dein von Dir ausgesprochenes Wort über Dich setzen und Dich zum Unterthan Deiner Unterthanen machen würde — behalte Dir die gesetzgebende Gewalt."

Sie schwieg. Nach einer Weile antwortete der Herzog: „Glauben Sie nicht, theuerste Mama, daß es Ihnen gelungen ist, meine Ueberzeugung auch nur im mindesten zu erschüttern. Wenn ich Ihnen gleichwohl nachgebe, soweit es mit meiner Ehre verträglich ist, so geschieht es lediglich, um Ihnen durch die That zu beweisen, wie hoch ich Sie schätze, wie sehr ich Ihre Einsicht verehre! Ich werde das Grundgesetz heute nicht bekannt geben, aber nicht um es für immer zurückzuziehen, sondern blos um es bei ruhiger Stimmung einer nochmaligen Berathung zu unterziehen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Muß ich nicht?" entgegnete die Herzogin. „Ich habe mindestens Aufschub, Zeit gewonnen, und solange ich lebe und Du mich hören wirst, soll die Zeit gewiß nicht kommen, in der Du dies verhängnißvolle Gesetz bekannt machst. Ich danke Dir, mein Kind, und bin mit Dir zufrieden. Rufe meine Dame, nun wäre es Unrecht, wollte ich Dich länger aufhalten!"

Auf ein Zeichen des Herzogs erschien Primitiva, die

Herzogin wegzugeleiten. Nach ihrem Abgange trat Führer ein; unbemerkt von ihm und auch vom Fürsten nicht gesehen, folgte Kündig, in der halboffenen Thür stehen bleibend.

„Der Aufenthalt hat länger gewährt, als ich dachte", redete der Herzog Friedrich an. „Lassen Sie uns nun eilen." Damit trat er an seinen Schreibtisch, nahm die dort liegenden Urkunden zusammen und reichte sie Friedrich.

Friedrich überblickte dieselben. „Es sind nur drei Urkunden", bemerkte er dann, „Eure Durchlaucht haben das Grundgesetz vergessen."

„Nicht doch", erwiderte der Herzog, indem er sich abwandte, seinen Federhut zu ergreifen. „Es haben sich mir einige Bedenken über die Fassung aufgedrängt, die ich erst noch mit Ihnen zu besprechen wünsche. Wir müssen uns für heute auf die Kundgebung der übrigen beschränken."

„Ist es möglich, Durchlaucht? Jetzt noch Bedenken?" fragte Friedrich, indem sein Auge fest auf dem Herzog ruhte.

Dieser erwiderte den Blick, doch etwas unstät. „Suchen Sie nichts darin", sagte er dann, „wir haben nur jetzt nicht Zeit, die Sache ins Reine zu bringen."

„Die politischen Ansichten Ihrer Durchlaucht der Frau

Herzogin-Mutter sind bekannt", fuhr Friedrich bescheiden, aber fest fort. „Es kann Eurer Durchlaucht daher nicht auffallen, wenn es mich befremdet, daß diese Bedenken erst jetzt, unmittelbar nach einer Unterredung mit derselben, und so plötzlich hervortreten. Sollten Eure Durchlaucht —"

„Es ist nichts, sage ich Ihnen, mein Freund", begann der Herzog. „Ich —" Er wollte fortfahren, als er den in der Thür stehenden Oberkammerdiener wahrnahm, über dessen Mienen, während er den Minister betrachtete, ein höhnisches, schadenfrohes Lächeln glitt.

„Was horchen Sie hier?" fuhr er den Erschrockenen an.

„Ich — ich wollte nur Eurer Durchlaucht melden", stammelte dieser, „daß Eurer Durchlaucht Hofstaat im Vorsaal —"

Der Herzog sah ihn einen Moment durchdringend an. „Sie sind alt geworden, Kündig", sagte er dann. „Sie haben meinem Vater lange treu gedient, dafür treten Sie von heute an in den so wohlverdienten Ruhestand."

Stolz schritt der Herzog an dem Vernichteten vorüber. Diese Wendung, sowie das Herannahen schimmernder Hofuniformen, welche im Vorgemache durch die Thür sichtbar wurden, machten es Friedrich un-

möglich, das vorige Gespräch fortzusetzen. Er folgte in ernster, sehr befangener Stimmung.

Im Saale angekommen, bestieg der Herzog, von der strahlenden Versammlung im Halbkreise empfangen, den Thron. Führer stellte sich ihm zur Linken auf die unterste Stufe desselben. Tiefes Schweigen der Erwartung herrschte rings, sodaß man fast jeden Athemzug zu belauschen vermochte.

Nach einer Pause, in welcher der Herzog seinen Blick mit befriedigtem Stolze über das glänzende Gedränge hinstreifen lassen, begann er:

„Meine Getreuen! Es ist das erste Mal, daß die Annalen unseres Vaterlandes eine Versammlung wie die gegenwärtige sehen. Ich habe Sie alle vor mich berufen, um Ihnen zu beweisen, wie gleich nahe Sie alle meinem Herzen sind, um Zeugen zu sein, wie sehr ich bestrebt bin, für das Wohl des Landes zu wirken. Ich bin in einer Zeit und unter Umständen auf diesen Thron berufen worden, wo es vor allem noth thut, daß mir mein Volk mit Vertrauen entgegenkommt! Damit es dies könne, will ich heute vor Ihnen die Grundsätze aussprechen, nach denen ich mit Gott zu regieren gedenke; ich will es dadurch, daß ich eine Reihe von Gesetzen verkünde, welche die Frucht dieser Grundsätze sind. Von heute an soll die Umge-

staltung der Gerichte nach den Forderungen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beginnen, von heute an seien in meinen Landen die Gewissen, es sei die Presse frei!"

Lauter, schallender Zuruf unterbrach den Sprechenden, von Vielen aus wahrer, dankbarer Begeisterung, von den Uebrigen, um nicht aufzufallen und keine sichtbare Opposition zu bilden.

„Sehen Sie", fuhr der Herzog fort, „hierin die Vorboten dessen, was ich noch mehr zu thun gedenke, und stehen Sie alle mit dem reinen Willen zu mir, mit dem ich jetzt diese Gesetzurkunden in die Archive des Landes niederlege!"

Friedrich überreichte dem Herzog die Urkunden, die dieser in Empfang nahm, einen Moment wie zur Bekräftigung an die Brust drückte und dann dem obersten Archivar übergab, der ehrerbietig vorgetreten.

In diesem Augenblick ertönte neuer stürmischer Zuruf. Zugleich donnerte auf ein gegebenes Zeichen eine Salve aus schwerem Geschütz von den Anhöhen der Stadt, und auf allen Thürmen begann festliches Glockengeläute, um die Kunde des Geschehenen in dröhnendem Klang in die Ferne zu tragen.

---

## Viertes Kapitel.

### Glut in der Asche.

Wieder waren einige Wochen hingegangen. Der Herbst hatte erst jetzt die letzten gebräunten Blätter auf den Weg gestreut, als sollte es eine Huldigung für den neuen Gebieter, den Winter sein, der darüberhin seinen Einzug zu halten begann. Gleichsam als wolle er den Uebergang minder fühlbar machen, hatte auch dieser ziemlich mild begonnen. Es lag nur eine leichte Schneedecke auf den Dächern und die Sonne schien in den Mittagsstunden, trotzdem daß Neujahrstag war, so freundlich, daß eine Menge Spaziergänger davon in die Straßen gelockt wurden. Hierzu kam noch, daß Viele auch die Neugierde wegen des großen Festes, das für den Abend vorbereitet wurde, herbeizog. Allent-

halben in den Straßen war man beschäftigt, Zurüstungen zu der Illumination zu machen, die am Abend stattfinden sollte. Hier wurden Malereien befestigt, welche als sinnige Transparents zu wirken bestimmt waren; dort wurde ein Lattenwerk zusammengefügt, das, durch die daran angebrachten Lämpchen erleuchtet, eine prachtvolle Verzierung darstellte; dort wurden Pechpfannen in den breitern Straßen aufgereiht, während an den Eingängen der Hauptstraßen Triumphbogen emporstiegen, deren Verhältnisse eine imposante Wirkung verhießen. Alle Embleme, welche aufgestellt, alle Inschriften, welche angebracht wurden, hatten ähnliche Bedeutung, verwandten Sinn. Alle enthielten mehr oder minder gelungene Beziehungen auf die vom Regenten gewährten Freiheiten, denn die Illumination sollte der Ausdruck der allgemeinen Freude darüber sein. Allerdings war das Ereigniß beinahe überall gleich nach dem Bekanntwerden gefeiert worden, allein eine öffentliche und allgemeine Feier war durch die dazu nöthigen Vorbereitungen verzögert worden. Um diese nun so glänzend als möglich zu machen, hatte man eine ziemlich lange Frist gegeben und das Fest auf den Neujahrstag festgesetzt. Man wollte damit zugleich andeuten, daß mit diesem Tage auch für das bürgerliche Leben des ganzen Volks ein neues Jahr beginne. Den Tag über wurden

in allen Gasthäusern und von allen Cirkeln große Gastmahle gegeben und während der abendlichen Stadtbeleuchtung sollte auf dem Stadthause ein allgemeiner Festball im großartigsten Maßstabe stattfinden.

Auch vor dem St.-Jakobsthore, an welches sich eine freundliche Vorstadt anschloß, herrschte die gleiche Thätigkeit. Hier war es, wo ein wohlhabender Theil der Bevölkerung sich in schönen, von baumreichen Gärten umgebenen und durch sie verbundenen Villen angesiedelt hatte. Unmittelbar zunächst dem Thore, welches ein Ueberbleibsel früherer Befestigungswerke war, und zum Theil an den Thorthurm angebaut stand ein kleines, unscheinbares Häuschen. Das Erdgeschoß, aus ungewöhnlich dicken Mauern bestehend, hatte nur kleine Fenster, kaum etwas breiter als Schießscharten. Um die Fenster herum aber, an den breiten Wandflächen hin, waren mit sichtbarer Liebe Spalierbäume gezogen, welche, jetzt sorgsam mit Stroh umwickelt, im belaubten Zustande dem Ganzen einen ungemein freundlichen Ausdruck gaben. Ueber das Erdgeschoß führte eine gedeckte Freitreppe in das obere Stockwerk, das, obwohl schlicht und einfach, schon von außen verrieth, daß drinnen nicht der Reichthum, wohl aber die Zufriedenheit heimisch war.

Der Reichthum hatte seinen Wohnsitz nebenan in

einem prachtvollen Gebäude aufgeschlagen, das hinter einem kleinen Vorgärtchen über breiten, mit Statuen besetzten Steinstufen emporstieg. Hohe breite Krystallfenster überblickten die Straße weithin. Durch die Fenster sah man auf reiche seidene Gardinen, auf bunt bekleidete Wände und reizende Deckengemälde. Dennoch hatte das schöne, stattliche Haus nichts Einladendes, es war, als laure im Dunkel hinter allen diesen Schönheiten etwas Unheimliches auf den Eintretenden. So bildeten beide Wohnungen einen scharfen durchgehenden Gegensatz.

Dieser Gegensatz prägte sich auch heute in den in beiden Häusern getroffenen Vorbereitungen zur Illumination aus.

Vor der Thurmwohnung stand Meister Rempelmann, der Schuster, auf einem Leiterchen und war beschäftigt, sein Handwerksschild, auf welchem ein mächtiger Stiefel paradirte, mit Holzlatten zu umgeben. Da ihm der Nagelvorrath ausgegangen war, rief er mit kräftiger Stimme nach den Fenstern des ersten Stocks hinüber: „Heda! Frau! Grete! Bring' mir noch die Nägel heraus, die drinnen im Wandkästel liegen!"

Bald öffnete sich die Thür auf den Holzgang und eine kleine, muntere Frau trat heraus, ein Kind auf

dem Arme, während ein größerer Knabe sich ihr vordrängte und die kleinen Arme nach Kräften streckte, um dem Vater das Verlangte hinzureichen.

„Aber, Mann", sagte die Frau, nachdem sie einen Augenblick dessen Arbeit angesehen hatte, „ich glaube nicht, daß wir mit Deiner Beleuchtung Ehre einlegen. Du wirst sehen, wir werden ausgelacht!"

Der Schuster hämmerte ruhig weiter. „Ei, das wäre!" sagte er. „Ausgelacht! Und warum denn?"

„Weil sich der Stiefel mitten in dem Kranz von Lichtern gar zu lustig ausnehmen wird", antwortete das Weib. „Sieh nur anderswo hin. Ueberall machen sie den Namenszug des Fürsten hin oder einen Reim, bei uns wird es aussehen, als wäre Dein Stiefel die Hauptsache bei der ganzen Illumination."

Der Meister hatte sein Werk jetzt beendigt und überblickte dasselbe mit einer Art künstlerischen Stolzes. „Du hast ganz Recht, Grete", sagte er dann, „der Stiefel ist für uns auch die Hauptsache! Wer über den Stiefel lacht, das ist gewiß ein dummer Müßiggänger, der den Teufel von einer Arbeit und einem Gewerbe versteht. Der Stiefel da stellt mein Gewerbe oder alle Gewerbe mit einander vor. Wenn es in einem Lande recht gut geht, kennt man's am besten daran, wie der Gewerbsmann florirt. Drum hab' ich den Stiefel recht wohl-

weislich in die Mitte hineingebracht. Wenn alles das Gute, das uns die neue Zeit bringen soll, recht zu floriren anfängt, floriren auch die Gewerbe und das meinige mit. Wenn ich einen kennte, der's versteht, hätt' ich's mir wohl reimweis' drunter schreiben lassen, aber so soll sich's nur Jeder auseinanderklauben, und wer's nicht begreift, der mag lachen! So", fuhr er dann, nachdem er herabgestiegen war und die Leiter beiseite gesetzt hatte, fort, „mit der Arbeit ist's heute doch ein- für allemal nichts; also will ich ein bischen in die Stadt und hören und sehen, was es drinnen Neues gibt. Wie's dunkel wird, komm' ich wieder und hole Dich mit dem Buben ab, damit Ihr die Beleuchtung auch seht. Die Kleine und das Haus mag derweil die alte Bas' hüten, ich hab' sie herüberbestellt. Zuerst aber muß ich sehen, was all das Gerüstwerk bedeutet und vorstellt, das sie beim Herrn Nachbar Sparberger schon seit dem frühen Morgen aufbauen. So, Adjes bei einander und macht Euch fertig, bis ich komm'."

Er ging und schritt dem prächtigen Nachbarhause zu, vor welchem ein hoher Bau eine ziemliche Anzahl von Neugierigen versammelt hatte. Eine Menge Werkleute waren beschäftigt, denselben zu beenden, und zwischen dem Getöse der Hammer und dem Zuruf der

Arbeiter hörte man in kurzen Zwischenräumen eine quiekende Stimme Befehle ertheilen oder mit unmuthigen Worten einen Mangel rügen. Es war die des Hausherrn, des Speculanten Sparberger.

„Schiebele“, rief er jetzt einem Bedienten zu, der ihm auf Schritt und Tritt folgte, „Schiebele, seh' Er nach, ob der Schlingel von Maler mit den transparenten Figuren noch nicht fertig ist! Sag' Er ihm, wenn er mich im Stiche ließe, hinge ich ihm einen Proceß an den Hals!“

Schiebele wollte sich eben auf den Weg machen, als ein Junge, mit den verlangten Malereien beladen, sich keuchend durch die Anwesenden drängte. „Einen schönen Empfehl vom Meister“, rapportirte er in aller Eile. „Da schickt er Ihnen die Figuren. Auf die Gerechtigkeit sollen Sie ein bischen Acht geben, die ist noch ganz naß.“

„Schon recht, schon recht“, quiekte Sparberger. „Das hat ihm ein guter Geist eingegeben, daß er mich nicht stecken ließ. Vorwärts, Schiebele; mache er jetzt, daß die Bilder hinauf in die Nischen kommen, sonst kommt uns die Dämmerung über den Hals. Die beiden Engel an die äußersten Seiten, dann kommt links die Gerechtigkeit, rechts die Weisheit, das ist die Frauensperson mit dem Spiegel.“

„Aber Sie machen sich ja ungeheure Kosten, Herr Agent", unterbrach ihn im besten Flusse die derbe Stimme des Drehers Gerbel. „Ich gehe nun schon in der ganzen Stadt herum, um die Vorbereitungen zu besehen, aber die Ihrigen werden den Preis davontragen vor allen!"

„Bitte, bitte, allzu gütig", erwiderte Sparberger geschmeichelt. „Nichts als Schuldigkeit! Ich kenne meine Bürgerpflicht!"

„Ein ganzer griechischer Tempel mit Säulen und Statuen dazwischen! Das muß brillant aussehen!" fuhr Gerbel fort. „Ich hätte Ihnen wirklich nicht zugetraut, daß Ihre Freude über unsere neuen Freiheiten so groß wäre!"

„O, warum nicht?" grinste Sparberger. „Auch ich bin für die Freiheit und freue mich —"

„Wie die beiden Engel da droben mit dem langen Zettel in der einen und der Posaune in der andern Hand!" sagte ruhig eine Stimme unter den Umstehenden hervor. „Der Maler hat ihnen Gesichter gemacht, daß man nicht recht weiß, ob ihnen das Lachen oder das Weinen näher ist!"

Es war Rempelmann, der das zu einem der neben ihm Stehenden so völlig unbefangen sagte, als habe es zu dem Vorausgegangenen gar keine Beziehung.

Sparberger wandte sich halb und schoß dem spottlustigen Schuster einen giftigen Blick zu, indem er etwas vor sich hinmurmelte.

Gerbel lachte. „Und die sinnreichen allegorischen Figuren!" fuhr er fort. „Das junge Mädchen da mit den Büchern, dem einer die Ketten abnimmt, stellt wohl die Preßfreiheit vor?"

„Allerdings", erklärte Sparberger, „und die Frau gegenüber ist die Gewissensfreiheit."

„Nachbar", begann Rempelmann wieder wie zuvor, „könnt Ihr mir nicht sagen, was das eigentlich ist, die Gewissensfreiheit? Das ist wohl, wenn einer vom Gewissen frei ist, wenn er gar keins hat?"

Die Umstehenden lachten. Sparberger wechselte die Farbe und wollte etwas erwidern, als durch das Thor und über die daran stoßende Mauer herüber feierlicher Orgelton und Kirchengesang hörbar wurde. Man fragte um die Bedeutung.

„Was wird's sein?" sagte einer. „Die Freigemeindler halten ihre Abendandacht! Sie haben sich die alte Scheune im Zwinger zum Betsaal umgewandelt, von da hört man's herüber!"

„Das kommt mir eben gelegen", rief Gerbel. „Da ich einmal in der Nähe bin, muß ich das Ding mit ansehen und hören, was dahinter ist. Man spricht so

viel davon. Wie wär's, wenn Sie auch mitgingen, Herr Agent?"

„Bedaure, bedaure sehr", erwiderte Sparberger mit widerlichem Grinsen, „dabei kann ich nicht sein. Da kann ein guter Christ nicht hingehen! Sollten's auch nicht thun, Herr Gerbel! Werden auch sehen, daß die Sache nicht gut thut und ein schlimmes Ende nimmt!"

Die meisten Umstehenden hatten sich zerstreut und gingen dem Thore zu, viele bogen in die enge Mauergasse ein, von woher die Orgel ertönte. Auch Meister Rempelmann war unter ihnen. „Ich habe in meinen Wanderjahren vieler Länder Sitte und Gottesdienst gesehen, will den auch kennen lernen", sagte er halb für sich, halb zu einem der Begleiter. „Heißt es doch, man soll Alles prüfen und das Beste behalten!"

Gerbel war allein bei Sparberger zurückgeblieben.

„Ich kann auch gar nicht begreifen, wie die Regierung das zugibt, wie Seine Durchlaucht dulden kann, daß sich solche Leute zusammenthun. Ist ohnehin nur lauter verkommenes Gesindel."

„Ei, ich höre doch, daß auch ganz wackere Männer bei der Gemeinde sind. Der Kaufmann Rund aus der Wallstraße soll der Urheber und Stifter der ganzen Sache sein!"

„Um so schlimmer wird das böse Beispiel", rief

Sparberger. „Wehe dem, durch den Aergerniß kommt! Sie treiben offene Gotteslästerung, aber ich erleb' es noch, daß des Himmels Strafgericht über sie kommt, weil die weltliche Gerechtigkeit zaudert!"

„Nun, nun", meinte Gerbel, „so schlimm wird's nicht sein, sie dienen eben Gott auf ihre Weise. Warum beleuchten Sie dann und stellen die Gewissensfreiheit da hinauf, wenn Sie nicht zugeben wollen, daß Jeder glaubt, was er will?"

„Als ob ich das nicht wollte!" seufzte Sparberger. „Ich lasse gern einem Jeden seinen Glauben, wenn er nur einen Glauben hat! Diese Leute aber glauben gar nichts, und was soll denn aus Allem werden, wenn das Glauben aufhört?"

„Ja, da stimm' ich mit ein", sagte Gerbel, „etwas muß der Mensch glauben! Aber Sie machen mich nur noch neugieriger, selbst zu sehen und zu hören."

Unter diesem Gespräche waren beide unter dem Thore angekommen. Gerbel wendete sich dem Betsaale zu. „Sie gehen also nicht mit?" fragte er nochmals.

Sparberger entfloh mit einer Geberde des Abscheus.

Wenige Stunden später, als die Nacht angebrochen war, wogte ein unabsehbarer freudiger Menschenstrom durch die lichtstrahlenden Straßen. Leute aus allen

Ständen, von jedem Alter und Geschlecht trieben sich laut redend und bewundernd durcheinander. Wie sich der Paletot des Elegants und die Sammtmantille der Dame mit der Jacke des Arbeiters und dem Mieder der Dienstmagd kreuzte, so wurde neben den Bonmots und dem Geplauder der Städter die breite Verwunderung des Landbewohners, das derbe Witzwort des Arbeiters hörbar. An allen größern Plätzen oder an den Kreuzungen, wo sich mehrere Straßen verbanden, waren Musikchöre aufgestellt und mancher rauschende Triumphmarsch übertönte das Gebrause der Menge. Dazwischen wetteiferten in den hell erleuchteten Gast- und Kaffeehäusern wie in den Schenken Gesang und Musik aller Art, ihre grellen Züge und Farben zu dem bunten Tongemälde beizutragen.

Auch Herzog Felix hatte sich unter das Gedränge gemischt. Der Wunsch, unbemerkt die Aeußerungen des Volks hören und seine Stimmung über die neuen Einrichtungen kennen zu lernen, hatte ihn dazu veranlaßt. Ein schlichter Anzug und dazu wohl der Umstand, daß im Gedränge Niemand viel auf seinen Nachbar achtete und wohl auch Niemand die Anwesenheit des Herzogs vermuthete, erleichterten ihm die Ausführung seines Vorhabens. So hatte er schon einen Theil der Stadt durchwandert und gelangte in vergnügt gehobener Stim-

mung auf einen Platz, wo die Ausschmückung eines öffentlichen Gebäudes einen gedrängtern Kreis von Bewunderern versammelt hatte. Ein kolossales F brannte in Brillantfeuer an dem Hause. Auch Felix blieb stehen, um so mehr, als das Gespräch mehrerer jungen Leute seine Aufmerksamkeit angezogen hatte.

„Was bedeutet nur das gewaltig große F?“ fragte der eine.

„Das heißt ohne Zweifel Freiheit“, erwiderte ein zweiter.

„Warum nicht gar!“ rief der dritte. „Es ist der Namenszug des Herzogs! Heißt er nicht Felix?“

„Richtig“, meinte der erste wieder, „aber warum es gerade der Name des Herzogs sein soll, seh' ich nicht ein. Es kann ebenso gut der Name des neuen Ministers Führer sein.“

„Wahr“, lachten die übrigen, während jener fortfuhr: „Wenn Jemand eine Ehre angethan werden soll, so verdient sie doch der Minister eher als der Herzog. Was wäre der Herzog ohne ihn! Der hat sich ihn schon zugerichtet, wie er ihn brauchen kann, als sie noch zusammen Studenten waren.“

„Möchte doch wissen, ob es wahr ist“, fragte der eine „daß er ihm schon damals aufs Wort versprechen mußte, ihn einmal zum Minister zu machen.“

„Das hat er thun müssen, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“ rief der andere wieder. „Und die ganze Zeit her ist er im geheimen Bündniß mit ihm gestanden und hat ihm immer vorgeschrieben —“

Das Gedränge riß die Sprechenden hinweg. Der Herzog hatte zuerst mit einer Art lachenden Staunens zugehört, doch konnte er nicht hindern, daß ihm unmittelbar eine sehr bittere Empfindung aufstieg. „Ist es möglich?“ dachte er dann. „Das ist die Meinung, die man von mir hat? Habe ich bei meinen Unterthanen nicht mehr Verdienst als das, ein willfähriges Werkzeug zu sein?“

Hastig drängte er sich dem entgegengesetzten Ende des Platzes zu, wo sich wieder eine gesteigerte Lebhaftigkeit bemerkbar machte. „Ich will doch sehen, ob das die Ansicht Mehrerer ist“, flüsterte er für sich hin, indem er zu dem Volkshaufen trat. Ein sogenannter fliegender Buchhändler — eine der ersten Früchte der freien Presse — hatte mit glücklichem Speculationsgeist den Augenblick erfaßt und seine wandernde Bude zwischen ein paar flackernden Pechpfannen aufgeschlagen. Ein Flugblatt, die kurze Darstellung der neuesten Ereignisse enthaltend, bildete den Gegenstand allgemeiner Neugier und wurde reißend gekauft. Auch der Herzog kaufte und las. Es war eine ziemlich stillose, aber

sehr faßliche Auseinandersetzung der Vortheile der neuen Einrichtungen und schloß mit einer pomphaften Lobrede auf den Mann, der Alles das hervorgerufen habe und von dem noch Größeres zu hoffen sei. Als dieser Mann war Friedrich Führer genannt. Er hieß der Sohn des Volks, der dem Volke wiedergebe, was ihm gehöre. Des Herzogs war zwar ehrenvoll, doch minder kräftig und gewissermaßen als einer unvermeidlichen Beigabe nebenher gedacht.

Der Unmuth des Herzogs stieg; fast unwillkürlich zerknitterte er das Blatt und warf es von sich. Beinahe war er der Wanderung müde und dachte daran, nach der Residenz zurückzukehren, als ihm aus der Thür eines Gasthauses, an der er eben vorüberging, lauter, lärmender Hochruf entgegenklang.

Rasch entschloß er sich einzutreten und nahm, von den übrigen Gästen entfernt, in einer etwas dunklern Ecke Platz, um jeder Erkennung vorzubeugen. Das Zimmer war ansehnlich gefüllt, nur im Vordergrunde, in der Nähe des gewählten Platzes, waren einige Tische leer. An einem derselben saß Meister Rempelmann mit seinem Weibe und dem Knaben. Alle drei waren beschäftigt, sich nach der ermüdenden Wanderung durch das Festgewühl der Stadt an einem Stück Braten und einem Kruge Bier zu erlaben.

Jetzt rief eine Stimme aus der Menge: „Der edle Volksfreund, der Volksminister Führer, er lebe hoch!" Und wieder begann das Hochrufen, laut klangen die Gläser zusammen, laut schmetterten die Trompeten, den Toast begleitend.

„Er! Wieder nur er!" murmelte Felix vor sich hin und drückte den Hut tiefer ins Auge.

„Sonderbare Leute das!" sagte zugleich Rempelmann, indem er sich ein Stück Braten auf den Teller legte. „Da lassen sie nun in einem fort den Minister leben und denken nicht an den Herzog! Siehst Du, Grete, so geht's in der Welt! Der Herr Führer, ich kenn' ihn ja lang, da er noch Professor war, ist ein kreuzbraver, grundgescheidter Herr, aber der Herzog ist doch die Hauptperson, sollt' ich meinen. Hat er ihn nicht zu seinem Minister gemacht? Und wenn der Herzog nicht wollte, da möcht' ich doch einmal sehen, was er ausrichten könnte! Aber ich sag' es ja immer, Undank ist der Welt Lohn!"

Felix hatte die Worte des Schusters gehört; sie reizten ihn, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen.

„Sie scheinen ein Freund des Herzogs zu sein", sagte er über den Tisch hinüber. „Kennen Sie ihn?"

„Hab' ihn nie gesehen, Herr", erwiderte Rempelmann, den Hut leicht zum Gruße rückend, „habe aber

immer nur Liebes und Gutes von ihm gehört. Er soll ein wackerer junger Herr sein, und drum bin ich ihm Freund, wie sich's für jeden guten Bürger schickt! Er soll leben!" sagte er dann und leerte sein Glas auf einen Zug.

„Es freut mich, das zu hören", antwortete Felix. „Auch ich habe Ursache, dem Herzog gewogen zu sein, und würde gern mich zu Ihnen setzen, um weiter zu plaudern, wenn mich nicht das Gaslicht über Ihrem Tische belästigte — meine Augen sind etwas leidend."

„Da kann man abhelfen", sagte Rempelmann und drehte den Hahn der Gasröhre zu. „Kommen Sie immer her zu uns, weil Sie doch allein sind. In Gesellschaft ist's immer angenehmer."

Felix setzte sich dem Meister gegenüber. „Sagten Sie vorhin nicht auch, daß Sie des Herzogs Minister kennen?"

„Ich kenn' ihn auch", antwortete Rempelmann, „habe manch liebes Mal für ihn gearbeitet. Sehen Sie, der war schon als Student nicht so wie die meisten jungen Leute, so flatterig und leichtsinnig. Er hatte immer was Ernsthaftes an sich, so was Gesetztes, daß man wohl denken konnt', es werd' einmal was Großes aus ihm werden. So ist's denn auch gekommen, aber eben deswegen ärgern mich die Leute so mit ihrem

dummen Geschrei! Da heben sie ihn immer über den Herzog, und wenn der das am Ende erführe — je nun, Sie wissen ja, wir sind Menschen, und der Hochmuth sitzt uns allen im Blut — wie leicht könnt' es da nicht geschehen, daß er sich zurückgesetzt glaubte und beleidigt fühlte, und es wär' mit der ganzen Freundschaft zu Ende!"

Felix war betroffen, denn es lag etwas in dem schlichten Wesen des Meisters, sowie in seiner treuherzigen Art, sich auszudrücken, was ihn anzog und angenehm auf ihn wirkte. „Das sollte ich doch kaum glauben", bemerkte er.

„Ja, wer kann's wissen! An den großen Herrn lernt man nicht aus; es ist nicht gut mit ihnen Kirschen essen, sagt das Sprichwort. Aber wie ich sage, Herr, mir thät's leid, wenn etwas dazwischen käm'. Ich weiß, was der Herr Professor oder Herr Minister, wie man ihn jetzt tituliren muß, für große Stücke auf den Herzog hält und wie lieb er ihn hat!"

„Wirklich? Und woher wissen Sie das?" fragte der Herzog gespannt.

„Je nun, das kann ich Ihnen jetzt wohl sagen!" entgegnete Rempelmann. „Jetzt ist keine Gefahr mehr dabei, 's ist ja Alles vergeben und vergessen! Wissen Sie, in der Nacht, wie der alte Herzog starb, wie die

Revolution war in der Stadt, da war ich halt auch mit auf der Straße. Die neue Steuer war schwer und es thut weh, wenn man sieht, daß man den Seinigen bald nicht mehr das liebe Brod wird geben können — da geht man eben auch mit, und — Nun also, in der Nacht, da kam ich in die Hahnengasse, wie's eben losgehen sollt' aufs Schloß. Da hab' ich zugehört, wie der Professor zum Guten redete und wie er den Erbprinzen bis in den Himmel hob und versprach, daß Alles gut gehen würde, wenn nur der in die Stadt käme."

Der Herzog war seltsam ergriffen. Die einfache Erzählung des Bürgers rief ihm mit einem Male die Vorgänge der verhängnißvollen Nacht und besonders der bezeichneten Gruppe, deren Zeuge er selbst gewesen war, vor die Seele. Ebenso plötzlich, als diese Bilderreihe in ihm hervortrat, war auch der Unmuth, der sich in ihm eingeschlichen hatte und schon daran war, sich bis zum Mißtrauen zu steigern, verschwunden und wie weggelöscht. „Ich hörte davon erzählen", sagte er, „und wünsche nur mit Euch, daß der Herzog und sein Minister immer die nämlichen Gesinnungen behalten mögen. Ich hätte nicht übel Lust, auf die Dauer ihrer Freundschaft eine Flasche Wein mit Ihnen zu leeren!"

„Wird sich nicht machen lassen", entgegnete Rempel-

mann lachend; „ich bin ein geringer Handwerker, auf dessen Tisch der Wein ein spanisches Dorf ist! Wir haben heute schon ein Uebriges gethan und uns mit Braten regalirt, Alles dem Herzog, dem Minister und dem heutigen Tag zu Ehren!"

„So erlauben Sie mir, den Wein zu Ihrer Tafel hinzuzufügen", rief Felix, und auf seinen Wink blinkte bald eine Flasche des besten Rebensaftes den neugierigen Augen der Rempelmann'schen Familie entgegen. Felix füllte die Gläser und stieß mit dem Meister an. „Auf das Wohl der Beiden, die wir meinen", rief dieser, „und daß sie immer Freunde bleiben! — Herrliche Gottesgabe, solcher Wein!" setzte er dann hinzu. „Man spürt es ordentlich, wie er einem durch alle Adern geht. Trink, Grete, und merk' Dir den Tag, wer weiß, wann Du wieder solchen zu kosten bekommst!"

Die Schustersfrau trank etwas verlegen und reichte auch dem Knaben, der schon halb schräfrig sich auf ihren Schooß gelehnt hatte.

„Sie sind wohl recht zufrieden und glücklich?" fragte Felix, die Gruppe einen Augenblick betrachtend.

„Zufrieden, Herr", sagte Rempelmann, sein Glas behaglich ausschlürfend, „ja, das sind wir, und also sind wir eigentlich auch glücklich. In einem Hausstand wie dem unserigen, wo Alles aufhört, wenn ein

paar Hände feiern, geht's freilich etwas knapp zu, zumal wenn man auch die paar hundert Gulden nicht hat, die man brauchte, um sich wohlfeilen Vorrath kaufen zu können, aber weil nur die Steuer weg ist, ist das Arbeiten wieder eine Lust! Da schlägt man sich mit Ehren durch, und jetzt, unter den neuen Gesetzen, wird's wohl auch besser werden, denk' ich!"

„So sind Sie damit zufrieden", fragte Felix, „und erwarten sich gute Zeiten davon?"

„Gewiß", rief Rempelmann, bei dem der Wein rasch seine Wirkung zu äußern begann. „Wie sollt' ich nicht? Wenn's nicht zum Bessern wäre, würde man's wohl nicht thun und auch nicht so viel Wesens davon machen! Freilich", fuhr er zutraulich fort, „Alles kann ich nicht beurtheilen. Manches ist mir zu hoch. Da schreiben und drucken sie jetzt in den Tag hinein — meinetwegen, muß ich's doch nicht lesen, mir ist's auch zu hoch, warum all das Zeug gedruckt werden muß, und so ist's auch mit dem neuen Glauben, der aufkam, seit auch das freigegeben ist. Ich war heute dort, Herr, und habe die Predigt gehört, aber das ist nichts für unsereinen. Kann wohl sein, daß es Leute gibt, denen nichts dran liegt, ob da droben über uns ein Herrgott ist, der die Welt regiert, unsereinem thut's halt wohl, wenn man glauben kann,

daß es eine Vorsehung gibt, zu der man beten kann, wenn's einem schwer ums Herz wird!"

„Halten Sie daran, Meister", erwiderte Felix, „und denken Sie, daß, wie das Aeußere der Menschen verschieden ist, auch ihr Inneres verschiedene Gestalten hat. Doch meine Zeit ist um! Sagten Sie nicht", fuhr er, sich erhebend fort, „daß Sie ein paar hundert Gulden bedürften, um sich durch Anschaffung von Vorräthen vorwärts zu bringen?"

Rempelmann bejahte staunend.

„So leben Sie wohl", sagte der Herzog. „Nehmen Sie dies und gedenken Sie eines Mannes, dem Sie einen großen Dienst erwiesen haben."

Ein leichter Gruß und er war verschwunden. Verblüfft sah ihm Rempelmann nach und mußte erst von seinem Weibe aufgefordert werden, doch das Papier anzusehen, das der sonderbare Herr beim Fortgehen auf den Tisch gelegt hatte. Seine Verwunderung erreichte den höchsten Grad, als er dies that und in dem auseinander gefalteten Papier die Summe von vollen zweihundert Gulden fand.

„Weib, Grete", schrie er, wie außer sich, „hat mich der Wein benebelt, oder bin ich ein Narr? Sieh nur, Geld! Echte, wahrhaftige Banknoten!"

Die Frau konnte nur die Verwunderung ihres

Mannes theilen. „Aber was soll das nur bedeuten?“ rief sie.

„Das weiß ich nicht“, antwortete jubelnd der immer mehr angetrunkene Schuster, „aber das weiß ich, daß wir Geld haben auf einmal, daß wir reiche Leute sind, daß ich nun auch das Leder bezahlen kann wie andere, daß uns das Geld geschenkt ist, das weiß ich!“

Die Frau war bemüht, der Lustigkeit ihres Mannes Einhalt zu thun, weil dieselbe bereits die Aufmerksamkeit der Gäste zu erregen anfing. Das gelang ihr auch, denn mitten durch den Wein- und Freudennebel ward es Rempelmann klar, daß das Vorgefallene nicht nöthig habe, ausgebreitet zu werden.

„Hast Recht, Alte“, brummte er, indem er sich erhob und zum Weggehen anschickte, „wir wollen's für uns behalten! Wer der Fremde nur sein mag? Aber wer's auch ist, sein Wein war gut und sein Geld ist noch besser — er soll leben!“

Ziemlich unsichern Schrittes und von seiner Grete geführt eilte der Beseligte fort und nach Hause.

Auch dem Herzog war wohl zu Muthe gewesen, als er die Straßen dahinschritt. Die Bitterkeit, die sich seiner auf kurze Zeit bemächtigt hatte, war einer ruhigen, vertrauensvollen Stimmung gewichen. Seine freundschaftliche Zuneigung zu Führer trat in ganzer

Stärke hervor, er freute sich dessen, was schon gethan war, und seine Vorsätze, noch mehr zu thun, gewannen wieder an Schnellkraft und Lust. „Wie konnte ich mich doch von dem Gerede so verstimmen lassen", dachte er im Dahineilen. „Ich hätte denken sollen, daß das Volk Märchen liebt, und daß der neue Most gähren muß, ehe er sich zu Wein veredelt."

Im Saale des Stadthauses sah man indessen der Ankunft des Herzogs mit jeder Minute entgegen, um dann den Ball beginnen und die Festlichkeit eröffnen zu können. Der Saal war mit einem Reichthum und einem Geschmack verziert, daß für die kühnste Einbildungskraft, für das verwöhnteste Auge kaum etwas zu wünschen übrig blieb. Die architektonischen Verhältnisse desselben, der besten Zeit des gothischen Stils angehörend, waren mit Geschick benutzt und so ein echt mittelalterlicher Bankettsaal geschaffen worden. Hohes braunes Getäfel lief gleichmäßig an den Wänden herum; darüber stiegen zierliche halberhabene Säulenbündel empor, die sich schönen schlanken Bäumen gleich wie in eine Fülle feingegliederter Aeste verzweigten. Oben verschlangen sich die Zweige wieder und bildeten die Decke, von welcher wie durch ein riesenhaftes Laubdach goldene Sterne auf azurblauem Grunde heruntersahen. Zu beiden Seiten des Saales

reihte sich Gemach an Gemach, jedes gleich anmuthig und jedes wieder in anderm Sinne und andern Farben geschmückt. Die Eingänge zu denselben bildeten hohe, spitzbogige Pforten, durch deren halb zurückgeschlagene Gardinen man das Innere wie eine Blume in reicher Blätterverhüllung wahrnahm. Wenn das Auge jedoch an diesen bunten Gestaltungen gesättigt vorübergeglitten war, blieb es immer mit erneutem Wohlgefallen an der Mittelwand des Saales haften, welche, dem Eingange und dem dahin führenden kolossalen Treppenhause gegenüber liegend, auch die Mitte und den Augenpunkt des ganzen Gemäldes bildete. Hier stieg eine Estrade empor, die aber sammt den hinaufführenden Stufen so kunstreich hinter grünem lebendigen Gesträuch verborgen war, daß sie das Ansehen eines allmälig ansteigenden, reizend bebüschten Hügels hatte. Auf der Estrade selbst war Alles in einen Garten voll Duft und Blüte umgewandelt, sodaß man sich wirklich ins Freie und in die mildere Luft einer wärmern Zone versetzt glauben mochte. Inmitten des Gartens war unter einer Art von Zelt der Platz für den Herzog und dessen Umgebung bereitet; vor demselben hob ein Springbrunnen von wohlriechendem Wasser seinen blitzenden Strahl, und über die Zelttücher ragten die saftigen Laubgruppen

der Magnolie zwischen den breiten Schirmen von Fächerpalmen empor. Zu beiden Seiten des Zeltes wurde das Gebüsch, belebt durch Blüten von den reizendsten Färbungen, immer dichter und bildete so mehrere, ebenfalls zu Sitzen eingerichtete Bosquets. Gerade gegenüber, oberhalb des Eingangsthors, auf hoch schwebendem Altan befand sich das Orchester.

Eben jetzt rauschte ein prächtiger lockender Walzer herab und machte die Tanzlust des jüngern Theils der Anwesenden aufs neue rege, noch immer aber verzögerte sich die Ankunft des Herzogs und mit ihr der Beginn der ersehnten Lust. Die Damen bildeten eine glänzende Reihe um den ganzen Saal herum. Bunt durcheinander, wie eben der Zufall sie gesellt hatte, saß das schlichtere Bürgermädchen neben den Beamtens- und Offizierstöchtern und den Fräuleins aus den adligen Geschlechtern des Landes. Vor ihnen drängten sich die jüngern Männer, ihre Bekannten aufsuchend und bemüht, die gefundenen zu unterhalten, sich um irgend ein freundliches Wort oder um die Zusage eines der bevorstehenden Tänze bewerbend.

Die Mitte des Saales nahm eine große Gruppe älterer Männer ein, ebenfalls bunt gemischt, aber äußerlich ununterscheidbar, denn alle waren einfach schwarz gekleidet, einem bestimmten Wunsche des Her-

zogs gemäß, der hieran die Zusage seines Erscheinens geknüpft hatte.

In der linken Ecke des Saales saß Ulrike, prachtvoll in rosenrothe Seide gekleidet, im Gespräch mit einigen Frauen. So auffallend ihre ganze Erscheinung schon vermöge ihrer Schönheit war, so hatte doch auch der Brillantschmuck, den sie in den dunklen Haaren und um den Nacken trug, nicht wenig Theil daran, daß sich eine Menge theils neugieriger, theils neidischer Blicke auf sie richteten. Sie schien sich auch des sieghaften Eindrucks, den sie machte, bewußt zu sein, denn manchmal während des Gesprächs irrte ihr Blick über die Versammlung hin, als wollte sie sich überzeugen, daß sie bewundert werde, oder als suche sie etwas.

„Aber meine Liebe, Beste", sagte die Kanzleidirector von Werding jetzt zu ihr, „das geht denn doch zu weit! Eine junge Frau von Ihrer Stellung und mit Ansprüchen wie Sie muß nicht leben wie eine Nonne. Sie müssen in der Welt leben, in der großen Welt! Ich kann mir wohl denken, daß Ihre Schwiegermutter, die Frau Räthin, Sie gern zu einem solchen Hausheimchen machen möchte, wie sie selber ist, aber die gute Dame gehört dem vorigen Jahrhundert an und ihre Ansichten vollends dem vorvorigen. Oder wäre der Herr Gemahl so sehr Egoist, daß es ihm

nicht schmeichelte, seine schöne Frau bewundert zu wissen?"

„Sie thun mir Unrecht, Frau Director", erwiderte Ulrike erröthend, „und meinem Manne nicht minder. Mir schmeicheln Sie und ihm treten Sie zu nahe. Friedrich würde es sehr gern sehen, wenn ich mehr an den Unterhaltungen der Gesellschaft Theil nähme, leider erlauben ihm aber seine vielen Geschäfte nicht —"

„Ei, was schadet das", wendete die erstere ein. „Wofür hätten wir uns denn kennen gelernt? Kommen Sie nur fleißig zu mir, Sie wissen, ich mache ein kleines Haus, da lernen Sie Alles kennen, was zur feinen Welt gehört. Ihr einförmiges Leben soll dann bald mehr Abwechslung erhalten."

„Sie sind außerordentlich gütig", lächelte Ulrike, „ich weiß wirklich nicht —"

„O machen Sie nur keine Umstände! Es ist mir ein wahres Herzensvergnügen, Sie überall einzuführen. Ah, sehen Sie da die kleine dicke Dame im braunen Sammtkleid, die eben mit jenem alten Herrn auf uns zukommt? Das ist die Frau Generalin Helmhang, eine Dame, die unstreitig die eleganteste Gesellschaft bei sich sieht. Mit der will ich Sie doch gleich bekannt machen."

Sie traten der bezeichneten Dame entgegen und das Gespräch ging in die allgemeinen Redensarten über,

mit denen in der feinen Welt derlei neue Bekanntschaften angeknüpft zu werden pflegen.

Die Lunette ins Auge geklemmt, hatte währenddessen auch der junge Graf Schroffenstein Ulrike zum Gegenstande seiner Beobachtungen gemacht und theilte diese einem jungen Manne mit, in dessen Arm er den seinen gelegt hatte.

„Das muß dem Parvenu übrigens der Neid zugestehen", flüsterte er, er hat Geschmack! Das Weib ist in der That bezaubernd! Sieh nur, Adelhoven, diese Taille, diese Büste!"

„Je nun", entgegnete der Angeredete etwas trocken, „sie ist nicht übel!"

„Was, nicht übel? O Du Idiot!" rief Clemens entgegen. „Es ist ein Weib wie eine Houri — und nicht übel! Doch ich weiß ja, Du bist in dem Punkte nicht zurechnungsfähig. Wenn es ein Rassepferd oder ein Jagdhund wäre!"

„Dann würde ich Dir ein sachverständiges Gutachten abgeben", antwortete Adelhoven, „so aber kann ich Dir Weiber-Enthusiasten freilich nicht verhehlen, daß mir dieser Schmuck größerer Aufmerksamkeit würdig erscheint als seine Trägerin!"

„Immer schöner!" lachte Clemens. „Du bist und bleibst unverbesserlich!"

„In meiner Familie ist eben der praktische Sinn zu Hause, den ich habe, und so kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß dieser Schmuck — sage, ist der neue Allmächtige reich, oder hat die Houri, wie Du sie nennst, ihm Vermögen zugebracht?"

„Ich weiß das nicht; nach dem, was ich hörte, ist keins von Beidem der Fall."

„Woher dann ein so reicher Schmuck?" fuhr Adelhoven fort.

„Quäle Deinen Witz nicht mit Muthmaßungen" entgegnete Clemens. „Es ist ein Hochzeitsgeschenk des Herzogs; ich weiß es von dem Lakai, der ihn besorgen mußte."

Um den Mund des jungen Adelhoven zuckte ein ungemein spöttisches Lächeln. „Ein Hochzeitsgeschenk? Für den Mann oder die Frau? Oder durch den Mann für die Frau? Hat Seine Durchlaucht etwa Deine Houri schon früher gekannt?

„Keineswegs, sie kam ganz fremd hierher. Hältst Du mich für einen solchen Stümper im Combiniren, daß mir ich dann nicht Manches zu erklären wüßte?"

„Nun, nun", fuhr der Andere fort, „was nicht ist, kann werden. Glück zu! Der Parvenu hat nicht nur den Geschmack, den Du rühmst, er hat auch Menschenverstand. Horch, was gibt's da unten?"

Clemens blickte flüchtig hin und bemerkte, daß Alles sich nach dem Eingange wandte und an demselben ein vermehrter Andrang entstand. „Ohne Zweifel ist der Herzog angekommen", sagte er. „Gott Lob, daß er endlich da ist. Nun will ich nur machen, daß er mich sehen muß; wie die Sachen einmal stehen, möchte ich nicht, daß er mich für einen Gegner hielte. Dann aber will ich fort aus dieser Atmosphäre, die mir zu ordinär ist — brr — es riecht ordentlich bürgerlich hier."

„Wo willst Du hin?" fragte Adelhoven.

„Komm' nur mit", sagte Clemens, „ich stehe Dir dafür, daß Du dich amüsirst. Wir wollen uns für die Langeweile hier entschädigen. Willst Du mich, wenn wir im Gedränge getrennt werden sollten, in einer Viertelstunde dort unter dem Kronleuchter am Haupteingange treffen?"

„Meinetwegen", erwiderte Adelhoven. „Ich muß wohl mit Dir gehen, damit ich doch weiß, weshalb ich mich bei der besten Jagdzeit von meinem Gute hereinlocken ließ."

Sie trennten sich. Inzwischen war der Herzog, von den Behörden der Stadt am Fuße der Treppe empfangen, in den Saal getreten. Donnerähnliches Geschrei und Fanfarengeschmetter begrüßten ihn. An Friedrich's Seite, der ihm gleichfalls entgegengeeilt war

und den er mit absichtlicher Auszeichnung aufs freundlichste begrüßt hatte, durchschritt er die glänzenden Reihen und nahte dem Aufgang zur Estrade. Als er die Stufen betreten wollte, erblickte er Ulrike und hielt den Schritt eine Sekunde an; dann wendete er sich mit gewinnendem Lächeln zu Führer. „Lassen Sie den Ball beginnen, mein Bester", sagte er. „Ich will die allgemeine Freude nicht noch länger verzögern, und hier ist meine Tänzerin!"

Damit trat er vor Ulrike hin, die, kaum eines Wortes mächtig, mit hochglühenden Wangen ihm die erbetene Hand reichte. Sie bebte wie fieberisch und schritt, während eine feurige Polonaise von dem Altan herunter lockte, mit niedergeschlagenen Blicken an der Seite des Herzogs hin. Die Paare reihten sich an und der Zug durch den Saal begann.

Clemens und Adelhoven hatten die Aufforderung Ulrikens durch den Herzog mit angesehen. Beide wechselten ein paar bedeutungsvolle Blicke. „Was sagst Du nun?" flüsterte der Baron mit zurückgehaltenem Lachen.

Clemens zuckte die Achseln und beide traten seitwärts unter die Zuschauer.

Indessen hatte der Herzog nicht versäumt, mit Ulrike eine Unterredung zu beginnen, die er seit

seinem ersten Zusammentreffen mit ihr in Führer's Hause gewünscht hatte.

„Ich muß meinem guten Stern danken", sagte er, „der mir diesen Weg leerer Förmlichkeit durch eine so reizende Partnerin vergütet! Dürft' ich nur hoffen, daß meine Kühnheit Sie nicht unangenehm berührt hat."

„Durchlaucht —" stammelte Ulrike.

„Ich sage das nicht ohne Absicht. Die Ereignisse haben Sie nun wohl schon lange aufgeklärt, daß, als ich jüngst zum ersten Mal das Haus meines Freundes betrat, ich nicht entfernt daran denken konnte, Sie dort zu finden; dennoch fühlen Sie gewiß mit mir, daß es zwischen uns noch einer Erklärung bedarf. Können Sie", fuhr er fort, als Ulrike noch immer schweigend zur Erde blickte „können Sie mir verzeihen?"

Ulrike hatte sich endlich so weit gesammelt, um ihm antworten zu können. „Verzeihen?" sagte sie. Ich wüßte nicht —"

„Sie schonen mich — ich danke Ihnen; aber ich weiß nur um so mehr, daß ich Sie um Verzeihung zu bitten habe. Mein Betragen in früherer Zeit gegen Sie mußte Sie beleidigen."

„Eure Durchlaucht legen einer längst vergessenen Sache zu großen Werth bei", antwortete Ulrike, schon

gefaßter. „Eure Durchlaucht kannten mich nicht, wußten nicht —“

„Ja, das ist es. Sie sprechen es aus: ich wußte nicht, welche Perle ich gefunden und mir doch entreißen ließ. Hätte ich Sie gekannt wie jetzt, da ich Sie wiederfand, keine Macht der Erde hätte mich von Ihnen getrennt.“

„Nicht weiter, Eure Durchlaucht“, flüsterte Ulrike in neuer Verwirrung. „Was soll die Gattin Ihres Freundes darauf erwidern?“

„Gattin! Gattin! Daß ich Sie als solche wiederfinden mußte! Aber antworten Sie mir nichts, ich begehre es nicht, ich will es nicht; nur mich lassen Sie reden, lassen Sie sich sagen, wie sehr ich den Freund beneide!“

Ulrikens Befangenheit war aufs höchste gestiegen, dennoch sah sie klar genug, um zu erkennen, daß jetzt der Augenblick gekommen war, das Entgegenkommen des Herzogs auf eine Weise abzuwehren, die der Ehre ihres Gatten wie der eigenen Würde gebührte. Sie wollte es auch, dennoch fühlte sie sich von der Leidenschaft des Herzogs so sehr geschmeichelt, daß sie ihn nicht geradezu verletzend abweisen wollte, und in diesem Schwanken verstrich der rechte Augenblick. Sie schwieg; sie empfand, daß es ihr nicht geziemte, jetzt zu schweigen, aber sie schwieg.

Auch der Herzog war in einem innern Zwiespalt zwischen der rasch aufwallenden Neigung und dem Gefühl seiner Pflichten dem Freunde gegenüber. Ein ernstes, entscheidendes Wort aus Ulrikens Munde hätte ihn vielleicht für immer abgehalten, mehr zu sagen, ihre stumme Verwirrung ermuthigte ihn.

„Ich hätte Sie nicht wiedersehen sollen", fuhr er mit um so wärmerem Tone fort, als ihn die Oeffentlichkeit des von tausend Augen beobachteten Gesprächs nöthigte, äußerlich dessen Inhalt durch die gleichgültigste Haltung zu verbergen. „Ihre Nähe ist mir gefährlich, sie hat mir gezeigt, daß das, was ich einst gleich beim ersten Anblick für Sie empfand, nicht die rasch verfliegende Neigung des Augenblicks war; es war Liebe, Liebe, die nun um so heftiger in mir auflodert, je hoffnungsloser sie ist."

Ulrikens Lippen bewegten sich, als versuchte sie zu sprechen, allein es wurde kein Laut hörbar.

„Der Tanz und mein Glück mit ihm geht zu Ende", begann der Herzog wieder. „Zürnen Sie mir nicht, wenn auch meine Bitte um Verzeihung von einem neuen Frevel begleitet war. Vergessen Sie, was ich mich zu sagen erkühnte und was ich doch gesagt zu haben nimmermehr bereue."

Damit rauschte die Polonaise zu Ende. Der Herzog

hatte die letzten Worte mit so lächelnder Miene gesagt, als wären sie das argloseste Compliment; jetzt verbeugte er sich artig vor Ulrike und führte sie ihrem Gatten entgegen, der hinzutrat und mit dem er sogleich, ihn beiseite führend, ein munteres gleichgültiges Gespräch begann.

Der Ball ging nun seinen ungehinderten Gang. Auf den Schwingen des Walzers flogen bald die Paare durch den Saal. Ulrike fehlte nicht darunter; ihre Schönheit, ihre Stellung und die ihr vor allen gewordene Auszeichnung machten sie zur vielfach beneideten und nicht weniger bekrittelten Königin des Abends. In der Zerstreuung des Tanzes gelang es ihr nach einiger Zeit, ihre vollkommene Unbefangenheit wieder zu erhalten, dennoch hatten die Worte des Herzogs ein Echo in ihrer Brust geweckt, das nicht so bald verhallte.

Nachdem der Herzog mit den Statdbehörden gesprochen, die schöne Verzierung des Saales gelobt und von der Estrade aus einige Zeit dem Tanze zugesehen hatte, verließ er, ohne Aufsehen zu erregen, den Ball. In erregter Stimmung kam er im Schlosse an, und es währte lange, bis es dem Schlafe gelang, die Bilder und Erlebnisse des Abends, besonders Ulrikens Bild, in seine Wellen unterzutauchen.

Friedrich, der nicht tanzte, war Ulrikens wegen ge-

nöthigt, noch zu verweilen. Er unterhielt sich eine Weile damit, die tanzenden Paare an sich vorübergleiten zu lassen, als sein Blick plötzlich von einer Gestalt gefesselt wurde, welche ihm bekannt schien. Er folgte ihr mit den Blicken, wie sie den Saal hinunterschwebte; jetzt wendete sie sich, jetzt kam sie an der andern Seite herauf, jetzt mußte ihr Gesicht sichtbar werden.

Friedrich hatte recht geahnt, es war Primitiva.

Ein schwarzes Sammtkleid umschloß die hohe Gestalt und ließ die anmuthigen Formen in der schönen ebenmäßigen Bewegung des Tanzes doppelt edel hervortreten. Das reiche lichtblonde Haar war malerisch um die feine, durchsichtige Stirn gewunden und am Nacken in einen Knoten geschlungen; eine Moosrose vor der Brust und das hinreißende Lächeln, das um den Mund spielte, waren der einzige Schmuck, den sie trug. Führer's Herz klopfte heftiger bei dem Anblick; es war, als ob sich das Blut plötzlich an seine Quelle zurückdränge, um die Nähe eines tief befreundeten Wesens anzukündigen. Einen Blick noch sandte Führer der schönen Erscheinung nach, dann wandte er sich wie unwillig ab, als wollte er mit dieser Wendung auch deren Einfluß von sich ablenken. „Was für ein schwaches, hinfälliges Gewebe ist des Menschen

Herz!" sagte er zu sich selbst. „Sie ist mir fremd, ist mir nichts als eine liebe Erinnerung, und doch welcher Aufruhr in meinem Innern, wenn ich sie nur erblicke! War es nicht auch jüngst so, als sie in das Gemach des Herzogs trat? Habe ich nicht einmal so viel Macht über mich selbst, mich von einer solchen Thorheit nicht bewältigen zu lassen? Ich will sie nie, nie wiedersehen!"

Ein Begegnen mit einem ihm entgegentretenden Bekannten unterbrach das innere Selbstgespräch und zog ihn von diesen Gedanken ab.

Mittlerweile waren sich in dem Gedränge auch der alte Graf Schroffenstein und General Bauer begegnet. Ihre Unterhaltung drehte sich, soweit es die Umgebung zuließ, wie gewöhnlich, wenn sie sich trafen, um die neuen Veränderungen im Staate und deren einhellige Mißbilligung. Eben war der General im Begriffe, nach seiner Weise in Zug zu gerathen, als er sich selbst mit der Frage unterbrach: „Sagen Sie mir nur, Graf, wer ist jener große Mann dort mit der kahlen Stirn und dem weißen Haar? Er kommt eben auf uns zu; ich habe ihn schon öfter gesehen und getroffen, konnte aber nie erfahren —"

„Das ist ein reicher holländischer Kaufmann", erwiderte der Graf. „Wenn ich nicht irre, ist er aus

Batavia. Er hat sich von den Geschäften zurückgezogen und quält sich hier, seine Reichthümer anzubringen. Ich bin mit ihm bekannt und will Sie ihm vorstellen; es ist ein interessanter Mann, der sehr ausgebreitete Verbindungen hat, aber strenger Katholik; er heißt van Overbergen."

Der Genannte trat zu den Beiden, wurde dem General vorgestellt und begann dann, zu Schroffenstein gewendet: „Es thut mir leid, Herr Graf, daß ich meine Zusage noch nicht zu erfüllen vermag. Ich habe erst heute mit dem Rathe gesprochen, dem die Untersuchung übertragen ist. Auch er ist leider noch nicht so glücklich gewesen, die mindeste Spur der verwegenen Diebe zu entdecken."

„Wovon reden Sie?" fragte der General, während sich Schroffenstein achselzuckend zum Danke verneigte. „Von dem Diebstahle, der in Ihrem Palais verübt wurde, nicht wahr? Ich habe davon gehört. Die Kerle hatten ihre Zeit vortrefflich gewählt. Sie dachten wohl, daß in der allgemeinen Aufregung Niemand auf so etwas Acht haben werde. Es war ja in der bewußten Festnacht, als die öffentliche Ausspeisung stattfand, nicht wahr? Und sind Sie stark beschädigt worden?"

Schroffenstein bejahte. „Der Schaden", fuhr er fort, „wäre indessen zu verschmerzen. Ein paar Kleino-

dien, das ist Alles. Aber die Diebe haben mir auch Papiere genommen, die, obwohl für sie völlig werthlos, für mich von größter Bedeutung sind. Es sind höchst wichtige Familienpapiere, Urkunden über alte Gütererwerbungen. Niemand, selbst mein Sohn nicht, wußte davon, daß sie existirten, sonst könnte ich beinahe auf den Gedanken kommen, als sei es bei dem ganzen Einbruch blos auf die Papiere abgesehen gewesen!"

„Das ist wohl nicht denkbar", erwiderte Overbergen, indem sein durchdringender Blick fest auf Schroffenstein haftete. „Wie Sie sagen, wußte Niemand außer Ihnen um deren Vorhandensein."

„Dann bekommen Sie die Papiere auch ohne Zweifel wieder", begütigte der General. „Die Diebe sind dumme Teufel gewesen und werden wunder gedacht haben, welchen Fang sie machen. Haben Sie aber erst gesehen, daß er ihnen nichts nützt, so werden sie suchen, sich den gefährlichen Besitz vom Halse zu schaffen."

„Wohl möglich", bemerkte Overbergen, und wieder ruhte sein Auge forschend auf dem Grafen. „Es ist dabei nur erwünscht, daß die Papiere, wie Sie sagen, nur für Sie Werth haben, daß also nicht zu besorgen ist, daß sie in unrechte Hände kommen."

Der Graf zuckte zusammen, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten. „Freilich, freilich", rief er

dann mit verlegenem Lachen. „Ich bin auch überzeugt, daß die Gerichte die Sache herausbringen.“

„Auch ich glaube das“, erwiderte Overbergen mit Bedeutung. „Ich habe, wie Sie wissen, allerlei Connexionen und werde nicht ruhen, bis ich Ihnen sagen kann: Die Papiere sind gefunden.“

„Sie sind allzu gütig, mein Herr“, antwortete Schroffenstein. „Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich für so viele Aufmerksamkeit mich dankbar erweisen soll.“

„O reden Sie nicht davon“, rief Overbergen verbindlich, „es macht mir Vergnügen, Ihnen dienen zu können. Wollten Sie mir vielleicht die Ehre erzeigen und übermorgen bei mir speisen? Bis dahin könnte ich vielleicht im Stande sein, Ihnen Mittheilungen zu machen. Vielleicht weisen auch der Herr General meine Einladung nicht zurück?“ fuhr er, gegen diesen gewendet, fort. „Wir werden ganz unter uns sein. Ich schätze mich sehr glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. In Zeiten, wie die jetzigen, gibt es ja der Dinge genug, die werth sind, im Vertrauen unter Männern besprochen zu werden.“

Die Beiden sagten zu und man trennte sich.

Inzwischen war Friedrich, allgemach von dem immer wiederkehrenden Einerlei ermüdet, in eins der Seiten-

gemächer getreten. Während des Tanzes war es hier leer und still; er hoffte deshalb einen ruhigen Augenblick der Erholung zu finden. Eben wollte er sich auf ein Sopha neben der dicht verhüllten Fensternische niederlassen, als die Vorhänge zu rauschen begannen und sich theilten.

Er erhob sich wieder und stand vor Primitiva.

„Sie hier, mein Fräulein?“ rief er überrascht. „Entschuldigen Sie mein Herzutreten. Ich wußte nicht —“

„Nichts davon“, erwiderte Primitiva und ihre schönen blauen Augen richteten sich mit wohlwollendem Ausdrucke auf Friedrich. Sein Herz erbebte vor dem Blicke und von dem Tone dieser süßen Stimme, der über ihn so viel Gewalt hatte.

„Wir haben beide die Einsamkeit gesucht, und dieser Zufall söhnt mich damit aus, daß ich mich bereden ließ, mit meiner Cousine, der Freiin von Ostenried, den Ball zu besuchen. Ich habe Sie vorhin wohl bemerkt, als ich der Tanzlust meines Neffen ein Opfer bringen mußte, und bin nun doppelt erfreut, Ihnen meinen Dank abstatten zu können.“

„Was sagen Sie!“ entgegnete Friedrich. „Ich konnte ja nichts thun, es hat sich Alles anders gestaltet.“

„Ich danke Ihnen auch für den Willen“, fuhr Pri-

mitiva fort. „Ja, Sie haben Recht, es hat sich Alles anders gestaltet, als wir dachten, schöner, als wir hoffen konnten. Ich habe, seit wir uns zum ersten Male wiedergesehen, oft jenes Abschieds und des Gelöbnisses gedacht, das wir in der Begeisterung der ersten Jugend ausgesprochen. Sie haben rühmlich begonnen, Ihr Wort zu halten. Verzeihen, gönnen Sie mir den stolzen Gedanken, daß auch ich an dem, was Sie nun thun, einen Theil habe, daß Ihre jetzigen Handlungen die Frucht jener begeisterten Entschlüsse sind!"

In Friedrich's Seele ging Unbeschreibliches vor. Sein Auge begegnete dem Primitiva's und beide ruhten einen Moment in einander, als wollten sich die Seelen umarmen. Primitiva reichte ihm die Hand. „Fahren Sie fort, wie Sie begonnen haben", begann sie. „Ermüden Sie nicht! Es stehen Ihnen große, schwere Stürme bevor — aber horch, der Walzer ist zu Ende, wir müssen uns trennen. Leben Sie wohl, Friedrich! Scheuen Sie die Stürme nicht! Halten Sie aus und bleiben Sie sich selber treu."

Sie verschwand.

Lange saß Friedrich, in tiefes Sinnen versenkt, einsam in dem Gemache. Eine Hand, die sich ihm auf die Schulter legte, brachte ihn aus seinem Brüten.

Ein Lakai in den Stadtfarben, wie sie zur Bedie-

nung von den Behörden bestellt worden waren, stand vor ihm.

„Was wollen Sie?“ rief Friedrich staunend.

„Erkennst Du mich nicht?“ fragte der Bediente entgegen. „Hat mich's auch für Dich so sehr entstellt, daß ich mir den Bart schor und das Haar färbte?“

Friedrich traute seinen Augen kaum. „Du, Riedl, hier?“ rief er endlich. „So bist Du nicht abgereist? Was soll die Mummerei?“

„Ich bin allerdings abgereist“, antwortete Riedl, „aber ich fand es für gut, insgeheim wieder umzukehren. Es geht hier zu Wichtiges vor, als daß ich wegbleiben könnte. Damit mich aber Niemand hier vermuthe, mußte ich mein Aeußeres etwas verändern. Diesen Abend habe ich den Rock hier einem armen Teufel unter dem Vorwande abgekauft, als sei ich gar zu begierig, all die Herrlichkeiten hier zu sehen.“

„Welch unwürdiges Treiben!“ rief Friedrich. „Was hast Du vor?“

„Das sollst Du erfahren, aber nicht jetzt, nicht hier. Noch ist nichts reif. In einiger Zeit werde ich einmal zu Dir in Deine Wohnung kommen und Dich zu sprechen verlangen. Verrathe dann nicht, daß Du mich kennst. Ich wollte Dich nur einstweilen begrüßen, da sich die Gelegenheit so günstig gab.“

Ehe Friedrich weiter in ihn zu dringen vermochte, war der Räthselhafte verschwunden.

Als Friedrich gegen Morgen mit Ulrike nach Hause fuhr, kamen sie auf die Unterredung des Herzogs mit ihr zu sprechen. Friedrich fragte arglos und gleichgültig nach dem Inhalt des Gesprächs. Ulrike, die diese Frage schon erwartet haben mochte, erwiderte, der Herzog habe sich mit ihr über ihre häusliche Stellung und über die schöne Ausschmückung des Saales unterhalten.

Schweigend, Jedes in seine Gedanken versunken, gelangten sie nach Hause.

---

## Fünftes Kapitel.

### Mutter und Tochter.

„Also ist auch Er in seinen alten Tagen noch übergeschnappt? Es ist ausgemacht, scheint's, daß Alles um mich herum den Verstand verliert und ich allein den meinigen behalte, um mich über die allgemeine Narrheit zu ärgern!"

So eiferte die Räthin Führer auf den alten Diener Beppo los, der in ehrerbietig unterwürfiger Stellung vor ihr stand und das Ungewitter gelassen über sich ergehen ließ. Nur zuweilen warf er einen Blick auf ein großes Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt, als wenn er sich aus diesem Geduld holen wollte.

Die Räthin ließ sich aber durch die leidende Ergebung ihres Opfers nicht zur Milde bewegen, sondern

fuhr in ihrem Unmuthe unerbittlich fort. „Ist so etwas je erhört worden!“ rief sie. „Ist der Mensch nicht seit mehr als vierzig Jahren wie das Kind im Hause, hat Freud' und Leid mit uns erlebt, ist mit uns alt geworden, und jetzt mit eisgrauem Kopfe will es ihm auf einmal nicht mehr behagen! Jetzt will er noch in die Welt hinaus, um sein Glück zu versuchen! Es ist, als wenn mir einfiele, noch einmal heirathen zu wollen!“

Sie blieb vor dem Alten stehen und sah ihn, die Arme in die Hüften gestemmt, an. „So sag' Er nur, Er altes Kind, was Ihm im Hause nicht mehr behagt? Warum will Er denn fort?“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Frau Räthin“, erwiderte Beppo, „daß ich nicht deshalb fort will, weil es mir in Ihrem Hause nicht mehr behagt; es ist mir ja wie ein Vaterhaus lieb geworden, aber —“

„Nun, was aber?“

„Aber ich hab' es selbst nie so gewußt und gefühlt, daß ich in dem Lande nicht daheim bin, daß ich auch ein Vaterland habe, als ich das jetzt fühle, seit ich die neuen Nachrichten von dorther gehört habe.“

„Laß Er mich mit seinem Vaterland und seinen neuesten Nachrichten zufrieden! Es ist eben derselbe Schwindel, der den Leuten in Italien die Köpfe verrückt, wie hier! Was wird ihm sein Vaterland viel

helfen! Er wird keinen Menschen mehr dort kennen, und Er wird auch ein Wildfremder für alle sein. Es ist nicht so glänzend dort, das könnte Er von seiner Jugend her noch wohl wissen!"

Der Alte sah einen Augenblick vor sich hin und seine Augen schimmerten, als ob sie feucht geworden wären. „O Frau Räthin", sagte er, „ich bin nicht undankbar! Ich habe es nicht vergessen, daß ich ein blutarmer Bursche war, als ich nach Deutschland kam. Niemand wollte mein schönes Schattenspiel sehen und ich wäre bald vor Hunger und Kälte in dem ungewohnten Klima zu Grunde gegangen. Da fand mich der Herr Rath, damals auch noch ein junger Herr, an der Landstraße und hat sich meiner angenommen und hat mich lieb gehabt bis —"

Der gerührte Alte vermochte nicht weiter zu sprechen. Auch die Räthin wurde etwas milder gestimmt. „Na, meinetwegen", sagte sie, indem sie sich der Thür näherte und sie öffnete, „ich kann Ihn nicht halten und nicht zwingen zu bleiben, aber mit meinem Willen geschieht's nicht, daß Er geht!"

Sie ging. Beppo blieb wie unschlüssig noch eine Sekunde stehen und wollte sich eben kopfschüttelnd entfernen, als Ulrike aus einem Seitenzimmer trat. Sie war in reizender Abendtoilette, die sie nicht für die

einsamen Zimmer ihrer Wohnung gemacht zu haben schien.

„Haben Sie dem Kutscher meinen Befehl gebracht?" fragte sie.

„Ja, Signora", antwortete Beppo. „Punkt sieben Uhr wird er vorfahren."

„Gut, gehen Sie, aber", fuhr sie fort, ihn näher ins Auge fassend, „was haben Sie denn, Beppo? Sie sehen wie bestürzt aus? Was ist Ihnen zugestoßen?"

„Mir ist nichts Uebles zugestoßen, Signora", erwiderte der Alte, „die Frau Räthin haben mir nur ein wenig die Meinung gesagt!"

Ulrike lächelte. „Ich verstehe", sagte sie dann, „das kommt ja in neuerer Zeit immer öfter vor! Was war denn die Veranlassung?"

„Ich habe um meine Entlassung gebeten!"

Ueberrascht sah ihn Ulrike an. „Sie wollen fort? Wohin? Weshalb?" fragte sie.

„Ich bin nicht mehr im Stande, die Sehnsucht nach meinem Vaterlande zu bemeistern, ich muß Italien noch einmal sehen, muß noch einmal Rom und die Tiber sehen!"

„Sonderbar, und erst jetzt, nach so langer Zeit der Abwesenheit, in Ihrem Alter kommt Ihnen dieser Wunsch?"

„Ich will Ihnen sagen warum, Signora, Sie verstehen mich gewiß und werden mich nicht ausschmälen wie die Frau Räthin, die mich einen Undankbaren nennt. Sehen Sie hier das Zeitungsblatt. Sehen Sie, Signora, da steht's, auch Italien, auch Rom hat sich erhoben, auch Italien will frei sein und wird es sein! Kann ich nun noch länger hier in der Fremde bleiben? Sapete bene ch' all' Italia fin adesso non mancava altro che la libèrtà per essere il paradiso. Bisogno vedere questo paradiso!

„Senza dubio non ci avete piu parenti?

Avro almen un sepolcro nell' Italia libera.""

„Nun wohl", sagte Ulrike, „Sie sollen nicht aufgehalten sein, dem zu folgen, worin Sie Ihr Glück suchen. Ich werde mit meinem Mann sprechen."

Der Alte haschte wie begeistert nach Ulrikens Hand, die er ehrerbietig und feurig küßte. „Oh, vi ringrazio!" rief er, „vi ringrazio!" und entfernte sich freudig.

Die wieder eintretende Räthin hatte die letzten Worte noch gehört. „Der alte Schwärmer", sagte sie, „ist nun gewiß zu Ihnen gekommen, mein Kind, weil ich ihm kein Gehör schenkte. Nicht wahr, er hat auch von seiner Thorheit erzählt, daß er auf einmal Knall und Fall nach Italien will?"

„Das hat er allerdings gethan", erwiderte Ulrike und nahm auf dem Sopha Platz, während die Räthin sich an ihre gewohnte Stelle in der Fensternische setzte und sich Arbeit zurecht legte.

„Kann mir's denken", begann die letztere dann wieder. „Der alte Mensch ist wie umgewandelt, und zu Ihnen hat er immer besonderes Zutrauen, weil Sie ihm erlauben, in seiner Sprache mit ihm zu reden. Ohne Zweifel haben Sie ihm seine Thorheit vorgehalten und ihm den Kopf zurecht gesetzt?"

„Das eben nicht", antwortete Ulrike und blätterte leicht in einem Buche, das sie ergriffen hatte. „Ich meinte, es sei eben nichts Unrechtes, wenn er durchaus sein Vaterland wiedersehen will. Deshalb habe ich ihm versprochen, mit Friedrich zu sprechen und ein Fürwort für sein Gesuch einzulegen."

Die Räthin ließ die Arbeit einen Moment auf das Tischchen sinken. „So?" sagte sie gedehnt. „Doch auch das hätte ich denken können, bin ich doch schon seit geraumer Zeit so unglücklich, immer verschiedener Meinung mit Ihnen zu sein. Sie werden es aber mir darum nicht verargen, wenn ich dennoch bei meiner Meinung bleibe. Ich sage, der Alte ist kindisch geworden vor Alter, und statt ihn in die weite Welt laufen zu lassen, wäre es besser, ihn einzusperren!"

Ulrike lachte. „O nicht doch!“ sagte sie. „Sie thun dem guten Alten doch wohl zu viel und nehmen die ganze Sache zu schlimm. Daß einem der Wunsch kommt, sein Vaterland wiederzusehen, ist am Ende wohl etwas Verzeihliches, und begreifen läßt es sich auch, wenn in einem Italiener dieser Wunsch gerade unter den jetzigen Umständen entsteht.“

„Freilich, freilich“, erwiderte die Räthin in steigendem Unmuth. „Was läßt sich nicht Alles begreiflich machen und begreiflich finden, wenn man will! Entschuldigen Sie nur meinen alten störrigen Kopf, der sich ins Begreifen nicht mehr recht schicken will. Bei Ihnen ist das freilich etwas Anderes. Sie gehören auch der neuen Zeit an, die es nirgends zu erleiden vermag und immer hinausdrängt in die Welt, immer hinaus! Drum nehmen Sie den alten Gecken in Schutz, weil er auch hinauswill.“

Ulrike schwieg. Eine zornige Aufwallung stieg in ihr auf, aber sie that sich Gewalt an und kämpfte sie nieder. „Ich bitte Sie“, sagte sie dann, „ereifern Sie sich doch nicht so sehr wegen solcher Kleinigkeiten. Die Beziehungen, die Sie in Ihre Worte zu legen scheinen, könnten uns zu weit führen.“

„Es ist nicht meine Art, Beziehungen in das zu legen, was ich sage“, entgegnete die Räthin spitzig.

„Ich bin so frei, was ich sagen will, gerade herauszusagen. Wenn sich Beziehungen finden, mag es wohl daher kommen, daß man sich mancher Dinge bewußt ist, auf welche sie vielleicht passen."

Ulrike stand auf. Im nämlichen Augenblicke hörte man im Hofe einen Wagen vorfahren. „Wir wollen abbrechen", sagte sie, „es wird das Klügste sein."

Die Räthin bemerkte den Wagen und nahm zugleich wahr, daß Ulrike vor den Spiegel getreten war, ein Tuch umlegte und sich so zum Ausgehen bereit machte.

„Wollen Sie heute noch aus?" fragte sie dann. „Ich sehe jetzt erst, daß Sie vollkommen angezogen und geputzt sind."

„Allerdings, ich fahre zur General Helmhang. Es ist heute unser Gesangkränzchen bei ihr", erwiderte Ulrike, indem sie ihren Anzug vollendete.

„Aber ich bitte Sie um des Himmels willen, Frau Tochter", begann die Räthin, deren Unmuth die schon lange nur mühsam erhaltene Fassung zu durchbrechen begann, „wo soll denn das hinaus? Schon wieder in Gesellschaft! Ich weiß nun schon gar nicht, was Sie bei den fremden Leuten und in dem Getreibe für Vergnügen finden. Ihnen macht es einmal Vergnügen, aber was zu viel ist, ist zu viel! Sie sind ja mehr außer dem Hause als im Hause; kaum daß man Sie

über Tisch zu sehen bekommt, und daß Sie einen Abend bei uns zugebracht hätten, erinnere ich mich fast gar nicht mehr!"

„Hat sich Friedrich darüber gegen Sie geäußert?" fragte Ulrike, indem ein eigenthümliches Lächeln über ihre Züge ging.

„Ei, was wird der sagen!" fuhr die Räthin fort. „Der ist die Güte selbst und hat Sie viel zu lieb, aber Sie können sich doch selber vorstellen, was er fühlen und denken muß! Da kommt er aus seinem schweren, sorgenvollen Berufe, nachdem er sich müde und matt gearbeitet, nach Hause. In seiner einfachen, schlichten Art will er da die Erholung von seiner Mühe und den Lohn dafür suchen, und der Platz seiner Frau ist leer! Die er sich zur Lebensgefährtin ausgewählt hat, schwärmt in Gesellschaften, Theatern, Concerten und was weiß ich in welchen Unterhaltungen herum und läßt ihre erste Pflicht unerfüllt!"

„Ich bin Ihnen für Ihre Bemühung, mir meine Pflichten ins Gedächtniß zurückzurufen, sehr verbunden", antwortete Ulrike kalt und hochmüthig. „Es war jedoch vollkommen überflüssig! Ich weiß selbst —"

„Nein, Sie scheinen nicht zu wissen", unterbrach sie die Räthin heftig; „es ist durchaus nicht überflüssig, Sie an Ihre Pflichten als Hausfrau und Gattin zu

erinnern! Aber der Grundfehler ist bei Ihnen, daß Sie nichts arbeiten, daß sie müßig gehen, und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Ein bischen auf dem Klaviere klimpern, einen Roman lesen und, wenn es hoch kommt, ein bischen sticken oder häkeln, das ist den ganzen Tag über Ihre Beschäftigung! Drum haben Sie Langeweile und denken, um die zu vertreiben, auf lauter Unterhaltungen! Ich sag' es Ihnen, Frau Tochter, für Sie ist die Erhöhung meines Sohnes kein Glück gewesen, die hat Ihnen den Kopf verdreht, daß Sie meinen, Sie müssen es den vornehmen Müßiggängerinnen gleichthun. Sehen Sie sich im Hause um, nehmen Sie sich irgend einer Sache an, das wird Ihnen die dummen Gedanken vertreiben und steht der Frau Minister so gut wie der Frau Professor! Sie müssen anders werden, das sage ich Ihnen, sonst nimmt es kein gutes Ende. Ja, wenn Sie auch den Mund noch so spöttisch verziehen, ich — ich sage Ihnen das; ich habe das Recht, Ihnen das zu sagen, Frau Tochter, denn es ist mein Sohn, den ich nicht durch Sie unglücklich gemacht wissen will."

„Wie sehr ich Sie als die Mutter meines Gatten verehre und achte", begann Ulrike, als die Räthin erschöpft inne hielt, „habe ich Ihnen wohl am besten dadurch bewiesen, daß ich alles das schweigend ange-

hört habe. Nur eine Bemerkung erlauben Sie mir dagegen. Wenn mein Mann mir etwas über meine Lebensweise sagen würde, würde ich überlegen und wissen, was ich zu thun hätte, noch hat er es nicht für nöthig gefunden. Ermahnungen jeder dritten Person aber bin ich so frei zurückzuweisen!"

Sie verneigte sich förmlich und ging. Der Wagen rollte fort und ließ die Räthin in sehr unangenehmen Gedanken und Bildern zurück. Es begann völlig zu dämmern und wurde ganz dunkel; sie bemerkte es in ihrem Brüten ebenso wenig, als daß der Winter, der bereits seit geraumer Zeit mit voller Stärke eingetreten war, vor den Fenstern ein dichtes Schneegestöber umtreiben ließ.

Erst als Beppo mit Licht eintrat und ihm Friedrich folgte, riß sie sich aus ihrem Sinnen auf, ihn zu begrüßen.

Friedrich hatte einen Brief in der Hand, den ihm Beppo eben übergeben hatte und den er nach den ersten Begrüßungen las. „Mutter", sagte er dann, „lassen Sie das kleine Eckzimmer neben der Bibliothek heizen."

„Heute noch?" fragte die Räthin verwundert. Etwas näher zu ihr hintretend, damit es Beppo nicht höre, der eben beschäftigt war, den Tisch zum Abendessen zu decken, erwiderte Friedrich: „Dies Billet kündigt mir für

heute Abend noch einen seltsamen Besuch an, den ich dort am besten empfangen kann. Das Zimmer ist abgelegen. Lassen Sie auch Punsch machen und bereit stellen."

Die Räthin nickte. „Wo ist Ulrike?" fuhr er fort, als er bemerkte, daß Beppo nur zwei Gedecke auf den Tisch gelegt hatte. „Werden wir allein speisen?"

„Deine Frau ist ausgefahren", erwiderte die Räthin, „es ist heute Gesangkränzchen bei der Generalin."

Friedrich schwieg. Auch die Räthin hielt an sich, bis Beppo das Abendessen aufgetragen und sich auf einen Wink entfernt hatte.

„Du wirst vielleicht ungehalten über mich sein", begann die Räthin, „wenn ich Dir sage, daß ich mit Deiner Frau einen ziemlich heftigen Auftritt gehabt habe."

„Das ist mir in der That sehr unlieb zu hören", erwiderte Friedrich staunend. „Wie ist das gekommen und weshalb?"

„Ach, fange Du mir nicht auch an, mich zu ärgern! Stelle Dich nicht, als ob Du das nicht errathen könntest!" rief die Räthin. „Ich habe ihr meine Meinung über ihre Lebensweise gesagt und daß es nicht recht ist, daß sie fast jeden Abend außer dem Hause zubringt, in das sie nun einmal gehört."

„O, das hätten Sie nicht thun sollen, Mutter. Sie können nicht sagen, daß ich, als ihr Mann, mich je mißbilligend geäußert habe, also —"

„Also ginge es mich auch nichts an? Nicht wahr? O, ich hab's verstanden, wenn Du mir auch die Pille vergoldest, die mich die Frau Tochter recht ungenirt hinunterschlucken ließ. Für sie bin ich schon nichts mehr als eine wild- und landfremde Person, sie hat es mir rund heraus erklärt, daß sie jede Ermahnung einer dritten Person zurückweise."

„Ich wollte das nicht sagen, Mutter. Sie wissen ja, wie ich über solche Dinge denke und wie lieb ich Sie habe, aber ich meinte nur, es würde besser gewesen sein, wenn Sie abgewartet hätten, bis ich mich in Ihrem Sinne geäußert hätte. Jedenfalls wäre die Sache am geeignetsten doch zuerst zwischen mir und Ulrike zur Sprache gekommen."

„Das läuft auf eins hinaus", erwiderte die Räthin. „Ich hätt' es auch wohl können bleiben lassen, mich einzumischen, aber der Aerger riß mich eben hin! Ich war schon über Beppo und seine alberne Reiselust ungehalten — er wird Dir schon gesagt haben, was er vorhat?"

„Ich weiß davon", entgegnete Friedrich.

„Nun also", fuhr die Räthin fort, „ich hatte dem

Alten eben tüchtig den Kopf gewaschen, Deine Frau war, wie natürlich, anderer Meinung, und so gab ein Wort das andere. Freilich hätt' ich abwarten können, bis Du selbst den Mund aufgethan hättest, aber da hätt' ich wohl lange warten dürfen! Du bist allzu gut und bist allzu sehr in Deine schöne Frau vernarrt, als daß Du ihr ein hartes, ernsthaftes Wort sagen könntest, und so ist es doch recht gut gewesen und reut mich auch gar nicht, daß die alte Mutter etwas früher an den Zünder gekommen ist. Nun mußt Du reden, Du magst wollen oder nicht!"

„Es ist mir unangenehm genug", antwortete Friedrich nach einigem Nachdenken. „Ulrike ist lebhaft und lebenslustig; das neue Leben, in das sie so plötzlich und so unvermuthet eingetreten ist, hat sie durch die Neuheit seiner Vergnügungen mit fortgerissen. Sie läßt sich auf der spiegelnden Flut in kindischem Vergnügen forttreiben —"

„Bis der Kahn", fiel die Räthin ein, „an einen Felsensturz kommt und mit dem spielenden Kinde in den Abgrund stürzt!"

„So weit soll es nicht kommen", lächelte Friedrich. „Ein kundiger Steuermann kann noch wohl vorbeugen, wenn es nöthig werden sollte; ich fürchte das aber nicht, weil ich Ulrike und den edlen Kern ihres Ge-

müths kenne. Lassen wir ihr noch eine Weile das Vergnügen an den bunten künstlichen Blumen, bald wird sie sich selbst überzeugen, daß ihnen Duft und Leben der echten Blumen fehlt. Ihre Rückkehr wird dann, weil freiwillig, desto erfreulicher und gründlicher sein!"

„Gott gebe, daß Du Recht behältst", sagte die Räthin ernst. „Ich verlasse mich lieber auf den Steuermann als auf die andere Hoffnung. Ich will Dich damit nicht kränken, mein Sohn, aber ich meine, wenn eine solche freiwillige Umkehr zu erwarten stünde, so hätte sie in der langen Zeit schon vor sich gehen müssen. Es wird aber immer ärger und seit dem Ball auf dem Rathhause ist vollends gar kein Halten mehr!"

„Nun, nun, Mutterchen", sagte Führer, indem er sich erhob und der Räthin lächelnd die Hand drückte, „ereifern Sie sich nicht nochmals. Was geschehen muß, wird geschehen. Das Wann aber überlassen Sie mir und haben Sie bis dahin Nachsicht mit Ulrike! Ihr Unwille ist nur ein Beweis Ihrer großen Liebe zu mir, thun Sie es denn mir zu Liebe, daß Sie ihre Schwäche noch eine Weile ertragen!"

Da die Räthin seinen Händedruck blos stillschweigend erwiderte, fuhr er fort: „Lassen Sie nun bereiten, um was ich Sie gebeten habe. Mein Gast hat sich bis

um neun Uhr angekündigt. Ich will indeß noch einen Gang ins Freie thun und nach dem vielen Sitzen Luft schöpfen. Und nun, denn Sie werden doch wohl bald zu Bette gehen, herzlich gute Nacht!"

Er ging. Die Räthin sah ihm lange mit einem Blicke nach, in welchem der wärmste Segenswunsch eines liebevollen Mutterherzens schimmerte. Dann erhob sie sich, um nach der Küche zu sehen und den verlangten Punsch anzuordnen. An der Thür trat ihr Beppo geheimnißvoll entgegen.

„Draußen", sagte er, „steht ein Mann, der dringend mit Ihnen zu sprechen begehrt."

„Mit mir? Um diese Zeit?" antwortete staunend die Räthin. „Er wird sich verhört haben, meinen Sohn wird der Mann sprechen wollen."

„Nein, nein", antwortete Beppo, „ich habe ganz recht gehört. Er will zu Ihnen, zur Frau Räthin Führer, sagte er; er habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, was den Herrn Sohn betrifft."

„Meinen Sohn? So laß Er ihn hereinkommen."

„Er will aber von Niemand gesehen sein; er käme jetzt, sagte er, weil er den Herrn Minister eben habe fortgehen sehen."

„Sonderbar!" sagte die Räthin kopfschüttelnd. „Doch wer weiß, was dahinter steckt. Hören muß ich den

Mann doch. So mach' Er, daß die Mägde ihn nicht ins Haus kommen sehen, und führ' Er ihn gleich in die grüne Eckstube. Jedenfalls aber bleib' Er in der Nähe."

Kurze Zeit hernach trat die Räthin in das bezeichnete Zimmer, wo sie einen großen alten Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, antraf, während Beppo, auf dem Gange auf und ab gehend, Wache hielt.

Der Fremde war Overbergen.

„Ich komme wie der Dieb um Mitternacht", sagte er feierlich, die Eintretende begrüßend, „aber was ich bringe, wird mich entschuldigen, denn es gilt den Dienst des Herrn."

Ueberrascht blickte die Räthin den Sprechenden an, als wollte sie fragen, was die ungewöhnliche Einleitung bedeute. „Ich will mich kurz fassen", fuhr dieser fort, „denn meine Zeit ist gemessen. Sie, würdige Frau, sind eine der wenigen Auserwählten, welche sich in diesem unglücklichen Lande, das sich ganz dem reformirten Glauben zugewendet hat, zu der einen wahren und seligmachenden Kirche bekennen —"

„Ich bin Katholikin", erwiderte die Räthin.

„Darauf bauend, schicken mich unsere unterdrückten Glaubensgenossen an Sie."

„An mich?"

„Ihrem Sohne ist das Vertrauen des Herzogs in seltenem Grade zu Theil geworden, es steht bei Ihnen, daß aus ihm ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn werde und die spätesten Geschlechter ihn segnen."

„Bei mir stünde das?"

„Bewegen Sie ihn, daß er seine Macht dazu gebrauche, der Kirche alle die Rechte wiederzugeben, die Unglaube und Bosheit ihr entrissen haben, daß er —"

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche. Was mein Sohn in seinem Amte thut, hat er vor Gott zu verantworten, wie könnte ich alte ungebildete Frau mir in den Sinn kommen lassen, ihm dabei dreinzureden!"

„Nicht die Bildung ist es, auf die es hier ankommt, sondern ein brennendes, gläubig begeistertes Herz! Dieses muß zu Ihrem Sohne sprechen, dieses sprechen zu lassen ist Gewissenspflicht!"

Die Räthin schwieg einen Augenblick. „Sollten Sie nicht wissen", sagte sie dann, „daß mein Sohn, wie sein Vater, nicht von unserm Bekenntnisse ist?"

„Wir wissen das, aber wir wissen auch, daß der Einfluß einer Mutter groß ist auf einen gehorsamen Sohn."

„Es will mir nicht recht einleuchten, wozu ich diesen Einfluß, wenn ich einen solchen hätte, anwenden sollte. Nach meinem geringen Verständniß hat der Herzog das,

was Sie verlangen, bereits gethan. Er hat die Gewissen frei gegeben — kann man da noch sagen, daß ein Glaubensbekenntniß gedrückt sei?"

„O Kurzsichtigkeit des menschlichen Verstandes!" rief Overbergen salbungsvoll. „Was soll dieser Schein von Freiheit, der ärger ist als alle Sklaverei? Das kann nur die Kirche von ihrem erhabenen Standpunkt aus beurtheilen — die Kirche ist nicht frei, wenn sie nicht herrschen kann!"

„Aber wie wäre das möglich?"

„Der Himmel hat das Herz einer hohen Person gerührt, daß sie ihren Irrthum erkannte und wieder in den Schooß der Mutter zurückkehrte, bei der allein Heil zu finden ist. Auch in der Stadt und überall im Lande hat der Geist durch die stillen Bemühungen gottseliger Männer eine große Anzahl Herzen erweckt, daß sie sich nach dem wahren Lichte sehnen und vor Begierde brennen, ihren Glauben offen aussprechen zu dürfen. Wenn Sie denn nicht direct für uns wirken wollen, bewegen Sie Ihren Sohn doch, daß er unserer Thätigkeit nicht entgegentritt. Ja, sobald er sie, wenn nicht befördert, doch so zu sagen übersicht, so sind wir zufrieden. Es wird dann ein Leichtes sein, allmälig immer festern Fuß zu fassen, das ganze Land zum Seelenheile zurückzuführen und das zu erreichen, was wir wollen."

„Ich bedauere", erwiderte die Räthin nach einigem Besinnen, „daß Sie sich dieserwegen zu mir bemüht haben. Wie ich auch für meine Person über solche Dinge denke, ich kann mich meinem Sohne gegenüber nicht zu der gewünschten Thätigkeit hergeben."

„Wie, Sie weigern sich, zu einem so erhabenen, frommen Werke mitzuwirken?"

„Ich bin meinem Glauben mit Liebe und Wärme zugethan, es ist nichts an ihm, weshalb er das Licht zu scheuen hätte; darum gehören vor meinen Augen auch solche Heimlichkeiten, wie Sie vorhaben, nicht zum Glauben!"

Overbergen sah einen Augenblick vor sich hin. „Ihr Sohn", sagte er dann, „ist, soweit wir ihn kennen, kein Gottesleugner. Die ersten Erfolge der gewährten Gewissensfreiheit könnten ihn überzeugt haben, daß er eine Giftsaat gesäet hat. Wie Pilze sind über Nacht die freien Gemeinden, diese Ausgeburt der Hölle, emporgewachsen. Mit diesem ganz heidnischen Treiben können auch Sie nicht einverstanden sein. Bewegen Sie ihn denn wenigstens, daß er hier einschränkend entgegentritt und nicht duldet —"

„Der Hauptgrund, warum ich Ihren ersten Wunsch ablehnen mußte", antwortete die Räthin, „ist, weil ich nicht thun will, was meines Amts nicht ist. Es ist

freilich schlimm, wenn derlei vorkommen kann, aber ich kann so wenig dazu oder davon thun, als wenn ich höre oder lese, daß das Feuer eine halbe Stadt verschlungen oder daß das Wasser eine ganze reiche Gegend zerstört hat, ich kann nur zu dem hinaufblicken, der allein weiß, warum er solches Unheil in seiner schönen Welt zuläßt."

„Bedenken Sie, was Sie thun, würdige Frau", rief Overbergen mit Pathos. „Mit meinem Antrag schlagen Sie eine Warnung in den Wind, die für Ihren Sohn von höchster Wichtigkeit ist! Geht er nicht auf unsere Absichten ein, beschränkt er nicht wenigstens das Treiben jener Unchristen, so bereitet er uns allerdings einen Kampf, aber einen Kampf, den wir nicht fürchten und der nur zu seinem Nachtheile enden wird!"

Die Räthin besann sich einen Augenblick. „Sie drohen", sagte Sie dann, indem sie Overbergen mit bedächtigem Blicke maß, „ungeachtet Sie kurz vorher von Unterdrückung sprachen? Nun denn, ich will meinem Sohne den Inhalt unserer Unterredung mittheilen, aber nur als Warnung; er mag dann thun und beschließen, was er für gut hält. Doch nur unter einer Bedingung will ich das thun."

„Diese Bedingung?" fragte Overbergen gespannt.

„Daß ich ihm auch den Namen seines Warners

nennen kann", fuhr die Räthin mit festerer Betonung fort.

„Wozu das?" rief Overbergen. „Was thut der Name zur Sache?"

„Mich dünkt doch, der Name sei eben hier von Bedeutung", erwiderte die Räthin und schritt zur Thür. „Wenn Sie jedoch Gründe haben, aus demselben ein Geheimniß zu machen, so sind wir zu Ende."

Damit öffnete sie die Thür und verbeugte sich. „Joseph", rief sie, „geleit' Er den Herrn hinaus."

Finster und tief in den Mantel gehüllt, schritt Overbergen dem voranleuchtenden Diener nach.

Die Räthin begab sich in ihr Schlafzimmer.

„Was man nicht Alles erlebt!" sagte sie vor sich hin. „Soll ich meinem Sohne von der sonderbaren Unterredung etwas sagen oder nicht? Ich will mir's beschlafen und Gott bitten, daß er mich das Rechte finden läßt!" Sie griff nach ihrem Gebetbuche, um ihre Nachtandacht zu verrichten. Damit kam Ruhe und Ergebung in ihr Gemüth, sie löschte das Licht und entschlief.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde leise ans Hofthor geklopft. „Wer da?" sprach Beppo, der an demselben Wache gehalten hatte. „Es ist neun Uhr", antwortete eine gedämpfte Stimme von

draußen. „Kommen Sie herein", sagte Beppo, die Eingangsthür in dem großen Thore öffnend. „Es ist Alles bereit."

Ohne den Angekommenen zu besehen, schritt er ihm quer durch den Hofraum nach der Ecke voraus, in welcher der Ueberrest eines Thurms stand, dessen Erdgeschoß nun zu einem kleinen niedlichen Zimmer umgewandelt war. In diesem pflegte Friedrich, da es in den Garten ausmündete, im Sommer zu studiren und zu arbeiten. Durch einen kurzen, schmalen Gang hing dasselbe mit dem ehemaligen Speisesaale des Klosters zusammen, welcher nun zur Bibliothek eingerichtet war. An diesen stieß das jetzige Wohngebäude, aus welchem eine kleine gewundene Treppe in den Saal herunterführte. Jetzt empfing den Eintretenden eine behagliche Wärme, welche sich bei der draußen herrschenden starken Winterkälte um so angenehmer empfand. Neben dem Ofen lud ein kleines Sopha zum Ausruhen ein; vor demselben auf einem runden Tische stand, sanfte Helle verbreitend, eine Kugellampe und von der Durchsicht des Ofens her aus einer stattlichen Terrine zog der Duft von würzigem Punsch einladend durch das Gemach.

Stumm entfernte sich Beppo; bald verhallten seine Schritte und die tiefste Stille waltete durch das Zim-

mer, in welchem nun der Fremde, den Mantel ablegend, behaglich Platz nahm.

Bald kam auch Friedrich nach Hause und schritt, auf Beppo's Meldung, daß er erwartet werde, dem Thurmzimmer zu. An der Thür verabschiedete er den Alten und trat ein.

„Nun, Du Sonderling", redete er den Fremden, der ihm grüßend entgegentrat, an, „habe ich es Dir recht gemacht? Sind die Vorbereitungen alle nach Deinem Wunsch?"

Ueber alle Erwartung!" lachte Riedl, denn er war es. „Dein alter Beppo hat mich nicht mit einem Blick angesehen und so geheimnißvoll empfangen, wie weiland einen Boten der heiligen Vehme."

„Gut also", erwiderte Führer, „Du siehst, daß ich Dir die brüske Art, mit der Du mich verließest und über die ich wohl das Recht hätte, ungehalten zu sein, nicht nachtrage, aber nun rücke mit den Mittheilungen heraus, die Deine wiederholte Mummerei und all diese geheimnißvollen Anstalten rechtfertigen."

„Nicht doch! Gedulde Dich damit!" rief Riedl, indem er die Punschbowle auf den Tisch stellte, die Gläser füllte und sich behaglich eine Cigarre anzündete. „Laß uns erst des Wiedersehens froh werden, eh' wir uns durch Gedanken und Erörterungen über die Art erbittern, wie wir uns wiedersehen!"

Er stieß mit dem lächelnden Freunde an. „Wie sich's fügen kann!" rief er. „Der mächtige Minister sitzt mit dem halbflüchtigen Demokraten bei einem Glase Punsch zusammen, in bonissima caritate, als wären wir noch die harmlosen Studenten der alma Augusta!"

Friedrich vermied es nicht, auf die Ideenreihe einzugehen, die Riedl's Wort vor beiden aufthat. Er folgte mit Vergnügen, als Riedl Erinnerungen jener Zeit hervorzurufen anfing und sie mit Liebe und Humor ausmalte. Auch sein Auge weilte nicht ungern auf diesen Bildern, die vor ihn traten wie die Aussicht auf eine schöne durchwanderte Landschaft, die sich vor dem Wanderer im Dunkel des Hochwaldes durch eine Lichtung überraschend plötzlich aufthut. So entspann sich ein munteres, von Witz und Gelächter belebtes Gespräch, über dem ein Stündchen rasch verflog.

Draußen hatte der Wintersturm nach kurzer Ruhe mit doppelter Wuth begonnen. Ein heftiger Wind brauste durch die Bäume des Gartens und heulte zwischen den Mauern, die ihn einzwängten, in raschen Stößen hin.

Dieser Lärm, sowie die Entfernung des Gemachs und der hoch liegende Schnee, welcher das Rollen der Räder dämpfte, waren die Ursache, daß weder Fried-

rich noch Riedl es hörte, als nach einiger Zeit ein Wagen in den Hof fuhr. Es war Ulrike, die zum allgemeinen, schlecht verhehlten Staunen der Dienerschaft ungewöhnlich früh nach Hause kam.

Rasch überblickte sie, als sie aus dem Wagen stieg, die Anwesenden. Sie schien etwas betreten, als sie nur Beppo und ihr Dienstmädchen wahrnahm, und eilte nun die Treppe so hastig hinauf, daß beide Mühe hatten, ihr zu folgen.

Oben angekommen, richtete sie den Schritt nach dem allgemeinen Wohnzimmer; als ihr jedoch Beppo bemerkte, daß die Frau Räthin sich bereits zur Ruhe begeben habe, wandte sie sich ebenso rasch und schritt ihren Zimmern zu. An der Thür zog sich Beppo, der noch immer eine Frage erwartet haben mochte, gute Nacht wünschend, mit Kopfschütteln zurück.

Im Zimmer angekommen warf sich Ulrike, ohne zu sprechen, in einen Stuhl und ließ es wortlos geschehen, daß das Mädchen, darin einen unausgesprochenen Befehl erblickend, sie auszukleiden begann. Nach längerem Zögern wagte es das Mädchen, eine Bemerkung über die ungewöhnlich frühe Nachhausekunft ihrer Gebieterin zu äußern.

„Ich habe heftige Kopfschmerzen", erwiderte Ulrike leichthin, „ich bedarf der Ruhe."

Hierdurch ermuthigt fuhr das Mädchen fort: „Der gnädige Herr wird sehr bedauern, daß er eben heute nicht zu Hause ist.“

„Mein Mann ist ausgegangen?“ fragte Ulrike und bemühte sich, in den Ton der Frage die möglichste Unbefangenheit zu legen.

„Gleich nach dem Abendessen“, erwiderte dienstfertig das Mädchen. „Seitdem ist er noch nicht nach Hause gekommen.“

Ulrike klagte über steigendes Kopfweh und schickte das Mädchen fort, obwohl dasselbe bat, bei ihr bleiben zu dürfen, um ihr in ihrem Unwohlsein behülflich zu sein.

Als sie sich endlich zögernd und auf wiederholten Befehl entfernt hatte, schloß Ulrike die Thüre hinter ihr und schritt nun in bedeutender Erregung in dem Gemache auf und nieder. Eine Menge widerstreitender Empfindungen bestürmten sie. Obwohl die Ermahnungen der Räthin im Augenblick wie Wassertropfen an einer Marmorfläche abgeglitten waren, hatten sie doch in ihr eine ungewohnte unbehagliche Stimmung zurückgelassen. Als sie so befangen in die Gesellschaft trat, vermochte auch diese nicht, ihr die sonstige Lebhaftigkeit zurückzubringen. So kam es, daß sie dieselbe todter und geistloser als sonst fand, obwohl das, was

sie vermißte, nicht außer, sondern nur in ihr lag. Es war das erste Mal, daß die Unterhaltung sie nicht fesselte und daß ihre Gedanken über dieselbe hin nach Hause schweiften. Sie sah Friedrich im Geiste nach Hause kommen, sah, wie er sie vermißte, sie glaubte seine stillen Klagen, nur der Mutter gegenüber ausgesprochen, zu hören, und siedend heiß stieg es ihr vom Herzen zum Kopfe empor. Die Neigung zu Friedrich, die im Grunde ihres Herzens lebte, gewann bei diesen Vorstellungen den Sieg über ihren Leichtsinn und ihre Vergnügungssucht. Rasch gedieh der Entschluß in ihr, heim zu gehen und den harrenden Gatten zu überraschen, und ebenso rasch war er ausgeführt. Starke Kopfschmerzen, die sie vorschützte, gaben den Vorwand zu der ungewohnten Entfernung. Mit einer Art von Hast machte sie sich von den Bezeigungen des Bedauerns los, mit denen man sie überhäufte, und fühlte sich ungemein erleichtert, als sie endlich im Wagen saß. Während des Fahrens malte sie sich's immer bestimmter und wärmer aus, wie erstaunt Friedrich sein, welche Freude er zeigen werde, sie so früh heimkehren zu sehen. Dann wollte sie ihm um den Hals fallen und ihm sagen, daß sie nun öfter bei ihm bleiben wolle, daß sie gekommen sei, ihre verwaiste Stelle an seinem Tische einzunehmen. Je lebhafter diese Bilder sich in ihr ge-

staltet hatten, desto schmerzlicher war ihre Enttäuschung, als sie bei ihrer Ankunft von Niemand als der Dienerschaft empfangen wurde. Als sie vollends von derselben hörte, daß die Räthin schon zu Bett, daß ihr Mann ausgegangen sei, mußte sie ihre ganze Fassung aufbieten, um nicht zu verrathen, was in ihr vorging. Sie konnte sich keine bestimmte Rechenschaft geben, aber sie fühlte sich verletzt und die warmen Aufwallungen ihres Herzens fielen als erkältende Dämpfe auf dasselbe zurück. Sie sah allerdings ein, daß Niemand Grund hatte, sie zu erwarten, und dennoch kränkte es sie, daß sie nicht erwartet worden war, daß das Leben im Hause ohne sie und ohne Rücksicht auf sie dennoch seinen Gang ging.

In diesem Zwiespalt war sie ans Fenster getreten und sah achtlos in den Sturm und das Schneegestöber hinaus. Plötzlich wurde ihr Blick von einem Lichtstreifen festgehalten, der durch das Dunkel schimmerte. Sie sah schärfer hin und überzeugte sich bald, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Es war Licht, das durch den Luftausschnitt eines geschlossenen Fensterladens sichtbar wurde, und kam offenbar aus dem Thurmgemach neben der Bibliothek. Sie wußte dasselbe, zumal im tiefsten Winter, völlig unbenutzt und konnte sich daher nicht erklären, wer sich dort befinden und was dort vorgehen

könne. Sollte Friedrich doch zu Hause sein? Sollte er dort arbeiten? Aber warum war er dann zum Scheine fortgegangen, wie das Mädchen gesagt hatte? Warum arbeitete er so spät an dem ungewöhnlichen Ort? Tausend Vermuthungen durchkreuzten sich in ihr und wurden ebenso rasch verworfen, als sie aufstiegen. Aus allen blieb zuletzt der Wunsch bestehen, der Sache selbst auf den Grund zu kommen. Sie erinnerte sich der Treppe, die in den Bibliotheksaal führte; von dort konnte sie unschwer erkunden, was in dem anstoßenden Gemach vorgehe. Schnell entschlossen löschte sie das Licht, nachdem sie ein leichtes Tuch umgeworfen hatte, und lauschte durch die leise geöffnete Thür in den Hausflur hinaus. Alles war grabesstill. Lautlos schlüpfte sie nun zu der Treppenthür hin, öffnete sie und stieg mit vorsichtig angehaltenen Tritten die leichten Stufen nieder. Der Saal war vollständig dunkel; nur die etwas hellern Fenster ließen sie erkennen, wohin sie ihren Fuß zu wenden hatte. Die letzte Stufe knarrte hörbar — athemlos stand sie einen Augenblick, aber Alles blieb still. Nur vom Thurmgemach her vernahm man ziemlich deutlich lachende Männerstimmen und Gläserklingen. Ulrike schwanden beinahe die Sinne: sie erkannte die eine Stimme schnell und bestimmt; es war Friedrich. Die Kälte drang in

dem weiten Raume empfindlich auf sie ein, aber sie fühlte es kaum vor der innern Glut, die sie durchströmte. Jetzt war sie der Thür zum Thurmgemach so nahe, daß sie jeden Laut hören, fast jedes Wort verstehen konnte.

Eine starke Männerstimme, deren Ton Ulrike bekannt schien, erzählte etwas. Jetzt hörte sie deutlich, wie die Stimme lachend endigte, Gläser klangen an einander und zu der ersten Stimme gesellte sich lachend eine zweite. Friedlich lachte so herzlich, so harmlos heiter, aber um so tiefer schnitt jeder Ton in Ulrikens Herz. Jetzt wußte sie Alles, jetzt empfand sie mit schmerzlicher Bitterkeit, daß ihre vorige Gefühlswallung nichts als Selbsttäuschung gewesen war. Dieser Mann sollte sie vermißt, sollte sich nach ihr gesehnt haben, der es vermochte, sich so leicht beim Glase zu entschädigen, der es, um bei dieser kostbaren Unterhaltung ja nicht gestört zu werden, nicht verschmähte, sich anzustellen, als verließe er das Haus? Unmöglich! Und vor diesem Manne hatte sie sich demüthigen wollen! Um dieses Mannes willen hatte sie sich in Ketten schmiegen und jeder Freude der Jugend entsagen wollen! In Ketten ohne andern Zweck, als sie zu knechten, durch nichts verschönt, durch kein Gegenopfer aufgewogen! Nimmermehr!

Fest entschlossen wandte sich Ulrike den Weg zurück, den sie gekommen war. Unbemerkt gelangte sie in ihr Schlafgemach. Doch kam keine Ruhe über sie; erst gegen Morgen löste sich ihre fieberhafte Spannung in einen Schlummer der Ermüdung auf.

Inzwischen hatte das Gespräch zwischen Friedrich und Riedl seinen Gegenstand so ziemlich erschöpft und der eigentliche Zweck der abenteuerlichen Zusammenkunft trat auf Führer's Anregung wieder in den Vordergrund.

„So muß ich denn", begann Riedl, „Deinem Drängen nachgeben und Dir mittheilen, was ich auf dem Herzen habe. Vorher also erfahre zur Aufklärung meiner Rückkehr, daß ich in der festen Absicht abgereist war, nicht so bald wiederzukommen. Ich gedachte nach Amerika zu gehen und mir die dortigen Zustände mit eigenen Augen zu beschauen, der Gedanke an Dich, mein Freund, hielt mich aber davon zurück."

„An mich?"

„Ja, lächle nur, so ist's. Schon immer hatte mich's im Stillen gewurmt, daß ich Dich verlassen hatte, wo Du meiner vielleicht am nöthigsten bedurftest. Ich machte mir im Geheimen Vorwürfe darüber und schwankte eben zwischen dem Entschlusse, mich einzuschiffen oder umzukehren, als der Ruf Deiner

staatsmännischen Thätigkeit für das Letztere entschied. Schon Deine Berufung hatte, wie Du Dir wohl denken kannst, in allen Ländern großes Aufsehen gemacht. Die Spannung, mit der man Deinem Auftreten entgegensah, war daher keine geringe. Siehe da, da kommt die ersehnte Nachricht! Man sieht, man liest — man traut seinen Augen kaum! Jedermann hatte von Dir erwartet, Du würdest ein großes wohlgegliedertes Ganzes schaffen, da kommst Du mit ein paar Bruchstücken, die aussehen wie Zweige ohne den Stamm, fast als hättest Du Dich mit Deiner Gesinnung durch ein Scheinmanöver abfinden wollen. Man stutzte, man combinirte, Einige sahen darin einen verdeckten Rückzug, Andere witterten eine ganz besondere diplomatische Feinheit dahinter."

„Was dachtest Du?"

„Was ich bei meiner Ankunft vollkommen bestätigt fand, daß gleich Dein erstes Wirken auf Hindernisse gestoßen war, daß eine fremde Hand Deinem Baume das Herzblatt ausgebrochen hatte! Ich kam also an, und war eitel genug zu glauben, daß meine Ankunft unter den obwaltenden Umständen zu Vermuthungen Anlaß geben könne, die Dich bloßzustellen und zugleich mich in meiner ungestörten Beobachtung zu stören geeignet wären. Dies veranlaßte mich, zu dem

Incognito zu greifen, das, wie ich mir schmeichle, bisher noch undurchschaut geblieben ist."

„Nun, und der endliche Kern der wunderlichen Schale?"

„Ich komme so eben dazu: er ist zweitheilig. Ich reiche Dir zuerst den einen Theil — eine Bitte."

„Diese wäre?"

„Eine dringende, wenn sie auch etwas sonderbar klingen mag, ganz ernsthaft und herzlich gemeinte Bitte: gib Dein Ministerium auf!"

Friedrich lächelte. „Und warum soll ich Das?"

„Weil Du nun Zeit und Gelegenheit genug gehabt hast, um Dich von der Unmöglichkeit der Ausführung Deiner Pläne zu überzeugen. Sage mir nichts und laß mich ausreden, um Dir zu beweisen, ob ich von der Sachlage unterrichtet bin. Du arbeitest daran, das Grundgesetz, das Dir durch die Dazwischenkunft der Herzogin-Mutter vereitelt wurde, nun doch zu Stande zu bringen. Du rechnest dabei auf die Gesinnung des Herzogs gegen Dich und auf seine Ansichten. Du stützest Dich darauf, daß er auf Dein Zureden den Bau des Lustschlosses unterlassen hat, aber ich sage Dir trotz alledem, Du setzest Deine Absicht nicht durch! Jetzt kannst Du noch mit Ehren zurücktreten, ein Grund ist in den Verzögerungen nicht schwer zu finden; darum

die Bitte, gib Dein Ministerium auf, tritt freiwillig zurück und komme Deinem Falle zuvor!"

„Du bist allerdings auffallend gut von dem unterrichtet, was am Hofe vorgeht", sagte Friedrich nach einer Pause, während welcher er den Sprechenden scharf betrachtet hatte, „allein Du wirst es doch begreiflich finden, daß ich vor aller Antwort nach den Gründen frage, die Dich meinen Fall als so ausgemacht ansehen lassen."

„Diese Gründe will ich nicht verschweigen", entgegnete Riedl, „aber sie gehören eigentlich zum zweiten Theile meines Anliegens, zur Warnung."

„Auch eine Warnung? Und wovor?"

„Davon später; antworte mir zuerst einfach auf meine Bitte. Du gehst nicht darauf ein?"

„Wie kannst Du das nur denken von mir?"

„Ich sah es voraus, es bleibt also leider blos bei der Warnung. Versuche denn Dein Glück weiter, aber damit Dich der Fall nicht zu plötzlich überrasche und zerschmettere, so wisse, daß Du auf einem unterhöhlten Boden stehst, jeder bedeutende Schritt von Deiner Seite kann die Explosion herbeiführen."

„Rede bestimmter! Worauf zielst Du?"

„Die Regierung des großen, an uns angrenzenden Königreichs ist entschlossen, die beabsichtigten Neue-

rungen, durch welche sie sich in ihrer einstigen Anwartschaft auf den Thron dieses Landes verkürzt findet, um jeden Preis zu hintertreiben!"

Friedrich stand überrascht auf. „Wenn Du auch das weißt", antwortete er, „ist Dir wohl auch die Antwort bekannt, die der Gesandte des Königs darauf erhielt. Mit dieser ist die Einmischung sicher abgethan."

„Die öffentliche, ja, denn zum Kriege wird man es deshalb nicht kommen lassen; um so thätiger und um so gefährlicher wird nun aber die geheime Einmischung sein!"

Ich sehe nicht, was geschehen könnte", warf Friedrich ein.

„So höre denn", fuhr Riedl, indem er Friedrich wieder neben sich auf das Sopha niederzog, leiser fort: „Die Politik jenes Landes hat sich bei uns einen beträchtlichen Anhang zu schaffen gewußt, die Religion hat dazu als Hebel gedient."

„Was soll das heißen?"

„Es ist Dir gewiß nicht unbekannt, daß sich bei uns eine Sekte von pietistischen Schwärmern gebildet hat, welche mit der verständigen Auffassung des hier vorherrschenden Bekenntnisses unzufrieden sind. Das Bestreben, die Religion wieder mehr zur Sache des Gemüths zu machen, hat sie, wie das wohl unvermeid-

lich ist, der alten Kirche wieder nahe gebracht, und diese, welche überall Augen hat, versäumte denn auch nicht, die ihr günstige Stimmung zu benutzen."

„Ich weiß davon. Ich halte aber die Bewegung ihrer kleinen Ausdehnung wegen für unbedeutend, auch bin ich, von meinem Standpunkte aus, wohl am wenigsten in der Lage, etwas dagegen zu thun."

„Die Zahl der Anhänger dieser Sekte ist nicht unbeträchtlich und wächst so zu sagen stündlich. Es ist nichts unterlassen worden, um die Schaar zu vermehren und die Jünger eines gewissen Ordens haben in allerlei Trachten und Gestalten redlich das Ihrige dazu beigetragen. Auf diese geheimen Verbündeten gedenkt sich nun die Politik unseres freundlichen Nachbars zu stützen und will so mit unsern eigenen Waffen im eigenen Lande gegen uns operiren!"

„Ich erstaune! Sollte man es wagen, so weit zu gehen?"

„Man wird's, weil man nichts dabei wagt! Das Bündniß, um nicht zu sagen die Verschwörung, besteht fest und wohlgeleitet im Stillen; wie weit man zu gehen beabsichtigt, weiß ich noch nicht. Vor der Hand mag Dir die Thatsache genügen und meine Rede bekräftigen, indem sie Dir die Mine unter Deinem Wege zeigt. Du siehst zugleich aus dem Umstande, daß Du

als Minister nichts von der Sache weißt, wie weit verzweigt die Sache ist und wie sie die Sympathie für Deine Bestrebungen vernichtet."

„Und Du selbst", fragte Friedrich nach einer Pause, „woher weißt Du das Alles?"

„Das erräthst Du nicht?" lachte Riedl. „Weil ich ein Glied des geheimen Bundes bin, in den ich mich aufnehmen ließ, um ihn zu durchschauen."

„Pfui!" rief Friedrich.

„Warum?" fuhr der Andere gelassen fort. „Ist es dem Feldherrn unrühmlich, die Minen auszuforschen, die man ihm gräbt, und dagegen Contreminen anzulegen?"

„Und die Beweise Deiner Behauptung?" fragte Friedrich nach einigem Besinnen.

„Die mußt Du vorläufig in meinen Worten finden. Man ist vorsichtig und hat mir als Neuling noch nichts Greifbares anvertraut. Für heute soll es, da Du meine Bitte abgeschlagen hast, nichts als eine Warnung sein, die Dir eine Blöße Deiner Stellung zeigt. Versuche sie zu decken, wenn Du es vermagst, und nimm das Ganze als die Warnung eines Mannes hin, der, wenn auch nicht Deinem System, doch Dir selbst herzlich Freund ist! Ich brauche wohl nicht beizufügen", fuhr er, als Friedrich schwieg, fort, „daß zunächst Du der Geg=

ner bist, den es zu gewinnen oder zu beseitigen gilt. Bist Du unschädlich gemacht, so denkt man mit dem Herzog, der dort nicht beurtheilt wird, wie Du ihn beurtheilst, leicht ins Reine zu kommen. Als Beleg, wie all Deine Schritte beobachtet sind, mag Dir dienen, daß der Bund eine schöne Summe daran wendet, zu erfahren, mit wem Du in der Aufruhrsnacht gesprochen hast oder vielmehr — denn darauf wird's wohl hinausgehen — wer der geheimnißvolle Besuch im rothen Stern war. Du erinnerst Dich doch?"

Friedrich war aufgesprungen; er litt unsaglich, daß er sich mit dem Bewußtsein des treuesten Eifers und des redlichsten Willens solchen hinterlistigen Gegnern bloßgestellt, von solchen niedrigen Ränken umgeben sah. Riedl, der ihn vollkommen kannte, durchschaute, was ihn ihm vorging; er trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich weiß, was Du jetzt fühlst", sagte er mit Theilnahme. „Du fühlst, daß der kalte Beobachter Recht behält gegenüber dem begeisterten Schwärmer. Du bist in das Netz einer Spinne geflogen und fühlst nun, wie sich Dir die kalten eigennützigen Fäden erstickend um das Herz schnüren. Fliehe aus ihren Kreisen, Friedrich, Du Jüngling gebliebener Mann mit der schönen Seele und den reinen Gluten darin! Erkenne,

daß das, was wir beide wollen, eine Schöpfung ist, die alles Bestehende verletzt und die darum nur über dem Schutt des Bestehenden möglich ist! Du willst nicht", fuhr er fort, als Friedrich wiederum schwieg, „Dein Schweigen sagt's. Wohlan, so laß uns dieses Thema abbrechen. Was ich Dir mittheilen wollte, weißt Du, nun laß uns die Neige Punsch, die hier noch winkt, bei freundlichern Bildern leeren. Setze Dich wieder zu mir, trinke und erzähle mir von Deinem Leben, von Deinem Hause. Bin ich noch immer der Guignon Deiner guten Mutter? Wie befindet sich Deine Frau und wie habt Ihr Euch zusammen eingelebt?"

Friedrich fuhr sich mit der Hand über die Stirn, gleich als wollte er die trüben Gedanken, die sich ihm aufgedrängt, wegwischen. „Du hast Recht", sagte er, „wir wollen von angenehmern Dingen reden — cras ingens iterabimus aequor!"

Er setzte sich neben den Freund und bald war das Gespräch auf seine häusliche Lage abgeleitet.

„Du bist mir immer noch mit der Erzählung im Rückstande, wie Du Deine Frau kennen lerntest", sagte Riedl, als von Ulrike die Rede war. „Wir haben noch ein Stündchen bis Mitternacht, verwende es dazu, mich mit diesem Abschnitt Deines Lebens bekannt zu machen."

Friedrich hatte nichts dagegen zu erinnern; die Gläser wurden wieder gefüllt und er begann:

„Du erinnerst Dich wohl noch meines Abgangs von Göttingen. Du bliebst zurück, während ich von dem Willen meines Vaters nach Hause gerufen war, um einen praktischen Beruf anzutreten. Ich beschloß deshalb, die letzte Muße zu einer längern Reise durch das nördliche Deutschland zu benutzen. So kam ich nach Hamburg. Eben hatte ich mir das lärmende Leben dieser Kaufmannswelt mit seinen raffinirten Genüssen und seinem bodenlosen Elend einige Tage beschaut, als sich mir eine unvermuthete Reisegelegenheit nach Berlin bot, die mich veranlaßte, meinen Aufenthalt abzukürzen. Ich beschloß am nächsten Morgen abzureisen und hatte, da noch Mancherlei zu besorgen war, noch spät in den Straßen zu thun. Es mochte nahe an Mitternacht sein. Das ist die Zeit, wo sich in Hamburg das Leben von den Straßen in die Keller und andere Häuser flüchtet, um dort desto ungebundener losstürmen zu können. Ich hatte so eben noch das Alsterbassin umwandelt und mich an dem Lichtmeere ergötzt, das aus der dunklen Flut zurückstrahlte, und bog nach der Hermannsstraße ein, um in mein Hotel zu gelangen, als ich athemlos und keuchend eine dicht verschleierte Frauengestalt an mir vorbeistürzen sah. Viel-

leicht hätte ich gar nicht besonders darauf geachtet, wenn nicht unmittelbar darauf einige Männer gefolgt wären, deren derbes Aussehen mit der erwähnten Erscheinung so sehr contrastirte, daß sich mir unwillkürlich die Vermuthung eines besondern Vorkommnisses aufdrängte. Gefesselt dadurch sah ich der Gruppe nach und meine Theilnahme stieg, als ich bemerkte, daß die Verfolgte, von der Flucht erschöpft, an einen Mauervorsprung hingesunken war und daß die Verfolger nahe daran waren, sie zu erreichen. Ohne eigentlich recht zu bedenken, was ich that, eilte ich hin und kam eben dazu, als der eine der Burschen das halb ohnmächtige Mädchen mit schonungsloser Faust vom Boden emporriß. „Da haben wir die Mamsell“, rief er mit rohem Gelächter. „Nun soll sie uns nicht wieder entwischen und das Trinkgeld wäre verdient!“ Die Andern — es waren Matrosen — schickten sich an, zuzugreifen, als sie mich gewahr wurden und, durch die Anwesenheit eines Fremden etwas aus der Fassung gebracht, einen Moment zurücktraten. Das entging mir nicht und veranlaßte mich, ihnen energisch die Frage hinzuwerfen, was sie mit dem Mädchen vorhätten und wer ihnen das Recht gäbe, sie zu verfolgen. Schnell gefaßt rief mir aber der eine zu, indem er wieder Hand an das Mädchen legte: „Was mengen Sie sich in Dinge, Herr, die Sie

nichts angehen? Die Mamsell ist ihren Aeltern entlaufen, zu denen bringen wir sie zurück!“ Trotz der Barschheit, mit der diese Worte hervorgebracht wurden, blickte doch etwas wie die Unsicherheit eines schlechten Bewußtseins durch dieselben und bestärkte mich in meinem Verdacht. Auch war die kleine Zögerung hinreichend gewesen, um die Hauptperson der ganzen Verhandlung zu sich selbst und zum Ueberblick ihrer Lage zu bringen. Blitzschnell hatte sie sich von dem Burschen losgerissen und stürzte auf mich zu. „Retten Sie mich, mein Herr!“ rief sie. „Es ist nicht wahr, daß man mich zu meinen Aeltern bringen will, ich bin meiner Mutter nicht entflohen!“ Ich glaubte genug zu wissen. „Ihr hört selbst“, sagte ich zu den Burschen, die verblüfft dastanden, „wollt Ihr's darauf ankommen lassen, daß der Polizeiherr die Sache untersucht?“ Sie zögerten und hätten ihre Beute vielleicht nicht so leicht fahren lassen, wenn nicht gleichzeitig die Straße herab das Blinken von Waffen die Annäherung der Wache angekündigt hätte. Das entschied: die Matrosen traten fluchend den etwas eiligen Rückzug an. Jetzt wandte ich mich zu meiner Geretteten, die mir noch immer voll Angst zur Seite stand, und bot ihr den Arm, mit der Frage, wohin sie geleitet sein wolle. „Zu meiner Mutter, mein Herr“, antwortete sie rasch. „Gott, was wird

die Gute um mich schon ausgestanden haben!“ Sie bezeichnete mir Wohnung und Richtung und so schritten wir, nicht weiter belästigt, durch die Nacht dahin. Während des Gehens brach sie in immer wärmere Ergießungen des Dankes aus, je mehr sich die Nachwirkungen des gehabten Schrecks zu verlieren begannen. Sie erzählte, daß sie mit ihrer kranken Mutter zusammenlebe, die sie mit ihrer Hände Arbeit zu erhalten genöthigt sei. Zu diesem Ende begebe sie sich jeden Tag in das Haus eines großen Kaufmanns, wo ihre Beschäftigung darin bestehe, bis zum späten Abend mit vielen Andern Hemden und andere Leibwäsche für den Verkauf zu nähen. Eines Tages habe sie die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes auf sich gezogen, der sie von dieser Stunde an mit Anträgen aller Art verfolgt. Obwohl sie ihn auf das bestimmteste zurückgewiesen, habe er doch nicht nachgelassen, sie zu belästigen, und habe sogar ihre Wohnung ausfindig zu machen gewußt; sie glaube daher auch ganz gewiß, daß der heutige Ueberfall von Niemand anders als von ihm herrühre. Ohne Zweifel habe er sie, der fruchtlosen Bewerbungen müde, auf diese Art in seine Gewalt bekommen wollen. Sie war, erzählte sie weiter, heute Abend von der Arbeit weg kaum einige Straßen weit gegangen, als sie sich auf einmal an einem etwas

menschenleeren Platze von einigen Matrosen ergriffen und fortgetragen fühlte. Man hatte ihr den Mund verbunden und schleppte sie so zu einer unweit bereitstehenden Kutsche hin. Zum Glück fingen die Pferde, als die Leute im vollen Laufe mit ihr heraneilten, unruhig zu werden und zu bäumen an. Dadurch entstand ein Aufenthalt und einige waren genöthigt, dem Kutscher in der Bändigung der Pferde beizustehen. Diesen Augenblick hatte sie rasch benutzt, hatte sich losgerissen, das Tuch vom Munde weggeschleudert und war so glücklich entflohen. „O“, rief sie wieder, „ich kann Ihnen nicht genug danken, mein Herr! Was wäre aus mir, aus meiner guten Mutter geworden! O kommen Sie, sie muß Ihnen selbst danken, das Entzücken eines liebenden Mutterherzens mag Ihnen vielleicht einiger Lohn für Ihre edle That sein!“ Ich hatte ihr gut bemerklich machen, daß mein Verdienst um sie im Grunde ein blos zufälliges sei, daß ich nichts gethan, als was jeder Andere an meiner Stelle auch gethan haben würde, sie ließ nicht ab, in mich zu dringen, bis ich mich entschloß, nachzugeben und sie zu ihrer Mutter zu geleiten. Zum Theil bewog mich dazu das Interesse an dem Mädchen selbst, das schnell in mir entstanden war, denn es lag etwas in ihrem ganzen Benehmen, in ihrer Erzählung, was wie Wahrheit

zum Gemüth sprach, theils hatte ich sie während der Erzählung genauer betrachtet und war von der hohen Schönheit, die ich entdeckte, überrascht. Eine Schilderung ist unnöthig, denn Du wirst wohl schon errathen, daß es Ulrike war. Du kennst sie und so brauche ich nur hinzuzufügen, daß sie damals kaum siebzehn Jahre zählte und in der vollen Blüte der ersten jugendlichen Entfaltung stand."

Friedrich hielt einen Augenblick inne; es war, als verweile er in Gedanken bei einem freundlichen Bilde, das ihm vorüberzog.

„Als ich mit Ulrike ihre Wohnung betrat, fand ich ein paar ärmlich, aber sauber eingerichtete Zimmer. Einige Stücke der Einrichtung schienen die Ueberbleibsel frühern Wohlstandes, verblichener Eleganz zu sein. Desto unangenehmer war dafür der Eindruck, den Ulrikens Mutter auf mich machte. Es war eine Frau in guten Jahren, aber ein unverkennbar schon sehr weit vorgeschrittenes Lungenleiden ließ ihre Züge um Vieles älter erscheinen. Mit der krankhaften Bläſſe derselben und der ganzen welken Haltung standen aber die Augen in einem eigenthümlich widrigen Gegensatz. In denselben flackerte nämlich ein so unstätes begehrliches Feuer, daß, was in einem jüngern Gesichte vielleicht Munterkeit oder Koketterie geheißen hätte, hier ein

grauenhaftes Gepräge unverbesserlichen Leichtsinns bildete. Ich hatte natürlich nicht anders gedacht, als wir würden die Mutter bei unserer Ankunft in Verzweiflung und in Thränen gebadet finden, ich hatte eine Scene des rührendsten Wiedersehns erwartet, statt dessen kam die Frau, als sie nach längerem Pochen endlich die Thür öffnete, sichtbar vom besten, sorglosesten Schlafe her und sah uns mit Blicken an, die ebenso gut Staunen als Mißvergnügen ausdrückten. Desto stürmischer war Ulrike: sie flog dem Weibe unter einem Strome von Thränen an die Brust. Es dauerte lange, bis sie sich von der Erschütterung erholte, die sie bei dem Anblick der Mutter alle Schrecken und Besorgnisse des erlebten Abenteuers nochmals durchempfinden ließ. „O meine Mutter, meine gute liebe Mutter“, rief sie unter lautem Schluchzen, „bald hättest Du Deine Ulrike nicht wiedergesehen!“ Als es endlich zu einer ruhigen Erzählung des Vorgefallenen kam, hatte sich die Mutter schon so weit in die Lage gefunden, daß sie in Ausrufungen des trostlosen Schreckens und des Jammers ausbrach und mich dazwischen wieder als den Retter ihres theuren Kindes mit Dankesausbrüchen überschüttete. Mein Argwohn gegen sie war jedoch bereits zu wach geworden, als daß ich das Alles für baare Münze nehmen konnte, und so entging mir nicht,

daß sie alle diese Empfindungen zwar ziemlich täuschend, aber doch wie eine eingelernte Rolle spielte. Sie jammerte, wie arglos sie sich zu Bette gelegt und nichts Uebles gedacht habe! Es sei schon öfter vorgekommen, daß die Arbeit ungewöhnlich lange gedauert und daß Ulrike dann gleich bei der Familie ihres Arbeitsherrn über Nacht geblieben. Das habe sie auch heute vermuthet, und währenddessen sei sie in Gefahr gewesen, ihr Liebstes, ihr Einziges auf der Welt, ihr Kind, ihren Engel zu verlieren! Ich brauche Dir kaum zu sagen, wie mich das anwiderte. Ich konnte mich des Verdachts nicht erwehren, als sei es darauf abgesehen, mir eine Komödie vorzuspielen, in der auch Ulrike eine Rolle habe, allein ein Blick auf letztere reichte wieder hin, diese Besorgniß zu widerlegen. Ihr Schmerz, ihre Freude war echt und wahr, und das trat um so mehr hervor, je näher die unechte Folie dabei war. Ich ermüde Dich wohl durch meine breite Detailmalerei!" unterbrach sich Friedrich. „So will ich mich kürzer fassen!"

„Du erzählst einem Freunde", antwortete Riedl, „also erzähle, wie sich Dir die Sache gibt. Es ist um so interessanter für mich."

„So kam es denn", fuhr Friedrich fort, „daß ich gehen und Abschied nehmen mußte. Ulrike sah mich, als ich es that, mit ihren großen dunklen Augen so

schmerzlich bewegt an, als wolle sie mich nochmals um Hülfe bitten. „Und ich sehe Sie nicht wieder?“ fragte sie und ihre Stimme zitterte. Ich wollte ihr eben antworten, daß ich bereits am Morgen abzureisen gedenke, da fiel mein Blick auf die Mutter und begegnete in deren Zügen einem so lauernden, widerwärtigen Ausdruck, daß ich erschrak. Ich sah Ulrike an und der Gedanke, daß sie wohl noch Hülfe brauchen könne, wurde mir zu Gewißheit. Ich versprach, sie am kommenden Abend nochmals zu besuchen, und ging. Mein Entschluß gereute mich jedoch bald. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich die gute Reisegelegenheit ohne mich abgehen und mich von einem Abenteuer hatte hinhalten lassen. Warum sollte ich das Mädchen nochmals besuchen! Es war kein Grund dazu vorhanden und doch wollte ich mein gegebenes Versprechen nicht unerfüllt lassen. Ueber diesen Zweifeln war es Abend geworden, und ohne selbst recht zu wissen, wie das so gekommen war, befand ich mich in der Nähe des mir bekannten Handlungshauses, in dem Ulrike arbeitete. Nun nahm ich mir vor, sie zu erwarten und bis nach Hause zu begleiten; auf diese Weise hatte ich meine Zusage erfüllt und brauchte den zwecklosen Besuch nicht zu machen. Bald kam Ulrike, und als ich ihr entgegentrat, leuchtete aus ihrem schönen Antlitz eine so

lebhafte innere Freude, daß es mir warm zum Herzen drang. Wir gingen zusammen und brachten den Abend in so vergnügter Weise zu, daß ich mit Scheu an die Abreise dachte und nicht ungern zusagte, als mich Ulrike schmeichelnd, die Mutter höflich kalt wiederzukommen einlud. Ich kam auch wieder und — doch was soll ich da weiter erzählen! Da der Schluß des kleinen Romans schon feststeht, haben diese Einzelnheiten der Schürzung kein Interesse für den Zuhörer. Ich verschob die Abreise von Tag zu Tag, gab dann meine Reise ganz auf und schrieb zuletzt sogar nach Hause, daß ich mich noch einige Wochen in Hamburg aufzuhalten gedächte. Der Grund ist zu errathen. Ich liebte Ulrike, ich ward geliebt, und die Tage flossen uns in Seligkeit wie Stunden dahin. Inmitten meines Glücks verließ mich aber der Gedanke an die Zukunft nicht. Ich nahm mir vor, nächstens vor die Mutter zu treten und durch eine offene Werbung die Sache zum erwünschten Ende zu führen. Diese hatte ohne Zweifel wahrgenommen, wie es mit uns beiden stand, aber sie gab sich streng den Anschein des Gegentheils, ja es kam mir sogar vor, als ob hier und da durch alle ihre Höflichkeit Widerwille und Haß gegen mich durchblickte. Ehe ich jedoch weiter erzähle, muß ich auch aus der Lebensgeschichte dieser Frau das Wesent-

lichste einschalten, wie ich es inzwischen von Ulrike erfahren und durch seither eingezogene Erkundigungen ergänzt habe. Sie war die Tochter eines Cantors im Hannoverischen. Eine schöne Erscheinung, besondere Lebhaftigkeit und mehr als dies, ihre ungewöhnlich schöne Stimme veranlaßten sie, sich dem Theater zu widmen. Der Schritt war von entschiedenem Erfolg begleitet und schnell befand sich die junge gefeierte Sängerin in einer Stellung, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ein nachgeborener Prinz des Hofes, an dessen Theater sie glänzte, fühlte sich bald von ihr angezogen und sie war leichtgläubig genug, seinen glänzenden und verführerischen Bewerbungen Gehör zu geben. Ulrike ist die Frucht dieser Verbindung, die man von seiten des Hofes übersah, bis der Prinz, der sie wahrhaft geliebt zu haben scheint, daran dachte, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Das entschied Henriettens Loos — so hieß sie — zum Unheil. Der Prinz wurde theils beredet, theils gezwungen, sie aufzugeben, sie mußte das Land verlassen; doch ließ sie der Prinz nicht hülflos, er suchte sie durch den Besitz eines ansehnlichen Vermögens mindestens in etwas für das zu entschädigen, was ihr zu bieten ihm verwehrt war. Auch für das Kind, das jedoch im Lande zurückblieb und einer braven Familie zur Erziehung übergeben worden war,

wurde ein beträchtliches Kapital ausgesetzt. Leider wurde aber Henriettens Leichtsinn und Genußsucht immer überwiegender, sie verschwendete ihr Vermögen in kurzer Zeit und mußte froh sein, wieder als Sängerin unterkommen zu können. Auch diese Existenz wurde zuletzt immer kärglicher, je mehr mit der Zeit die Stimme abnahm. Dazu kam noch, daß durch ihre Lebensweise ein infolge der Anstrengung entstandenes Brustübel sich zur wirklichen Krankheit steigerte. So stand sie denn nach etwa zwölf Jahren dem bittersten Mangel, der hülflosesten Zukunft gegenüber. Indessen war Ulrike bei den Leuten, denen sie übergeben worden war, weniger erzogen worden, als herangewachsen. Man ließ es ihr zwar des bedeutenden Kostgeldes wegen an nichts fehlen, sie ward unterrichtet; aber das Alles mit einer widerwilligen Strenge, die dem weichen Herzen des Kindes bald fühlbar wurde und ihm die Jugendtage verbitterte. Sie empfand nur zu bald, daß sie anders behandelt wurde als die eigenen Kinder der Familie, und die Liebe, die sie vermißte, ward in dem jungen Gemüthe ein traumhaftes, heiß ersehntes Ideal. So kam es, daß sie in ihrer kindischen Phantasie das Bild der ungekannten Mutter, von der sie nur selten aus weiter Ferne hörte, mit allem Schönen und Reizenden umgab und all ihren Vorrath von Liebe

an dieses Bild wendete. Die Jahre hatten diese schwärmerische Zärtlichkeit nur gesteigert und ihre Briefe an die Mutter waren der lautere Erguß hiervon, wenn auch deren Antworten immer kurz und kalt blieben. So standen die Sachen, als in der Stadt, wo Ulrike wohnte, eine ansteckende Krankheit ausbrach und viele Menschen hinwegraffte. Auch der Prinz, auch ihre Pflegeältern waren unter den Opfern, sodaß sie mit einem Mal ganz verlassen und verwaist dastand. In dieser Noth wandte sie sich, wie natürlich, an den Abgott ihrer Seele, an ihre Mutter, und beschwor sie in einem glühenden Briefe, sie zu sich zu nehmen. Dieser Brief kam gerade an, als Henriette dem Nichts gegenüber stand; aus ihm schöpfte sie neue Hoffnung, denn ihr Kind hatte ja Vermögen, das sie beide in den Stand setzte, anständig leben zu können. Sie schrieb um das Kind, das man ihr, froh, es los zu werden, übergab. Wohl aus gleichem Grunde wurde ihr auch dessen Eigenthum ohne lange Weigerung verabfolgt. Ulrike war zwei Jahre alt gewesen, als sie von der Mutter getrennt wurde; jetzt war sie zu einem vierzehnjährigen Mädchen voll der schönsten Hoffnungen herangewachsen. Das Entzücken des Wiedersehens bei ihr war so stürmisch, daß es auch die Mutter mit fortriß, die, wenn auch über das Aussehen ihrer Tochter er-

freut, dennoch mehr den Vortheil berechnete, den sie ihr brachte. So begann beiden eine angenehme Zeit: der Mutter in den besten Vorsätzen, die wiedererlangte Wohlhabenheit zu behaupten, der Tochter in dem namenlosen Glück, daß sie nun auch eine Mutter hatte, eine Mutter, die sie hätschelte und mit Liebkosungen überhäufte. Leider wurde aber in dieser der alte Hang zum Wohlleben nur zu bald wieder rege; einige Zeit kämpfte sie dagegen, dann brach der Damm der Scheu und im Strome rasender Verschwendung rann das kostbare Vermögen bald unwiederbringlich dahin. Ulrike entging natürlich die eingetretene Veränderung der Lebensweise nicht; aber theils ließ ihr unbegrenztes Vertrauen auf ihre Mutter keine ernstliche Befürchtung in ihr Wurzel fassen, theils hätte es ihre Liebe nicht zugelassen, sie durch irgend eine Bemerkung von der Erfüllung auch nur des kleinsten Wunsches abzuhalten. Sie hatte darum auch, als die unvermeidliche Ebbe eintrat, nicht nur keinen Laut des Vorwurfs für die thörichte Mutter, sondern sie fand sich sogar mit einer Art von Vergnügen in die neue Lage, welche nun die ganze Last des Unterhalts für die geliebte Mutter auf sie legte und ihr dadurch jede Arbeit zum Genusse machte. So lebten sie eine geraume Zeit spärlich, aber ohne eine andere drückende Sorge als den immer mehr

wankenden Gesundheitszustand der Mutter. Ulrike war vergnügt, die Mutter mit geheimem Groll in das Unvermeidliche ergeben. Die Bewerbung des jungen Mannes, aus dessen Hand ich Ulrike gerettet hatte, war die erste Störung dieser gleichmäßig sich abspinnenden Tage.

Eines Tags nun, während ich Ulrike von Hause abwesend wußte, begab ich mich dahin, um mit der Mutter Abrede zu nehmen. Als ich hinkam, traf ich die äußere Thür gegen Gewohnheit offen und wollte schon eintreten, als mich ein Klang, wie wenn Geld auf einen Tisch gezählt wird, veranlaßte, einzuhalten. Zugleich hörte ich eine mir unbekannte Männerstimme im Gespräche mit der Mutter und in diesem Gespräche die Bestätigung meiner Vermuthung. Es war ein Diener des Grafen, wie er ihn nannte, der ihr goldene Berge von der Gunst seines Herrn versprach, wenn er diesmal zum Ziele käme. Mit einer Empfindung, die ich nicht zu beschreiben vermag, hörte ich, wie das entmenschte Weib die Tochter, von der sie so grenzenlos geliebt war, um elenden Sündenlohn, um sich ein paar Tage des Wohllebens zu verschaffen, verkaufte und einen Plan verabredete, der nur aus der Seele eines solchen Teufels kommen konnte. Damit ich nicht im Wege stände, sollte ich unter einem Vorwande ver-

anlaßt werden, früher zu gehen als gewöhnlich; dann sollte die Mutter Ulrike in einer Tasse Thee ein schlafbringendes Mittel eingeben, das sie willenlos in die Hände ihres Verderbers liefern würde. Sie selbst wollte sich den Anschein geben, als habe auch sie von dem Schlaftrunk genossen und sei dadurch außer Stande gewesen, dem Kinde zu helfen. So dachte sie sich gegen Ulrikens Vorwürfe zu schützen, wenn diese ja nicht gute Miene machen und sich in das einmal Geschehene fügen sollte. Das Geräusch des Aufbruchs trieb mich zu rechter Zeit die Treppe hinunter, die ich dann, als wenn ich eben käme, wieder hinaufstieg. So begegnete ich dem Bedienten, an dem ich wie völlig arglos vorüberging. Er mochte mich kennen, denn er sah mich mit einem so niederträchtig höhnischen Lächeln an, daß es mir unvergeßlich geblieben ist. Ich glaube, unter Tausenden würde ich diese Galgenphysiognomie auf den ersten Blick erkennen. Ich kehrte mich nicht an ihn und trat rasch, ohne anzuklopfen, in das Zimmer. Die Schändliche, keines Ueberfalls gewärtig, hatte es in der Hast, sich am Anblick ihrer Beute weiden zu können, verschmäht, die Thür zu schließen. So traf ich sie denn völlig unvorbereitet vor dem Tische stehend, auf welchem eine Anzahl Goldstücke blitzte. Schweigend standen wir uns einen Mo-

ment gegenüber, dann sank sie keuchend in einen Stuhl zusammen, denn sie las in meinem Blick, daß ich Alles wußte. Erlaß mir die Schilderung der Erbärmlichkeit, in der sich das Weib vor den vernichtenden Worten meines Zorns wand. Das Ende war, daß ich ihr erklärte, Ulrike solle meine Gattin werden; sie selber aber solle uns nicht folgen, sondern fern von uns erhalten, was sie bedürfe. Unter der Bedingung ihrer Zusage versprach ich, Ulrike ihre Schändlichkeit zu verschweigen. Zerknirscht versprach sie Alles!"

Friedrich athmete auf, um sich von der Aufregung zu erholen, in die ihn noch die bloße Erinnerung versetzte. Riedl ehrte den Zustand des Freundes durch theilnahmvolles Schweigen.

„Laß uns zu Ende kommen", begann Friedrich nach einer Weile wieder. „Als ich am Abend mit Ulrike in die Wohnung zurückkehrte, theilte ich ihr mit, daß es der Wille ihrer Mutter sei, daß sie von ihr gehe, und daß ich sie zu einer Schwester meiner Mutter zu bringen gedenke, wo sie bleiben solle, bis unsere Verbindung geschlossen werden könne. Obwohl ihr die Trennung von der Mutter schwer fiel, willigte Ulrike doch ein und tröstete sich mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Zu Hause angekommen, trafen wir die Scene so verändert, daß alle unsere Pläne eine Aenderung

erlitten. Die Mutter war tödtlich erkrankt. Die Erschütterung des zwischen uns Vorgefallenen war für den morschen Körper zu stark gewesen — ein Blutsturz hatte die letzten Reste der Kraft hinweggenommen. Aschenfahl lag die Sterbende da und vermochte kaum ein leises Wort herauszubringen. Den Schmerz Ulrikens zu beschreiben ist unmöglich; aber je leidenschaftlicher sich derselbe Luft machte, desto herzzerreißendere Qualen litt die elende Mutter, die nun, so plötzlich dem Ende aller Erdenfreuden gegenüber, von der bittersten Reue zerfleischt wurde. Jeder Klagelaut, jede Thräne der Tochter war ein Todesstoß in das vom Gefühl seiner Unwürde gemarterte Herz, und doch vermochte sie es nicht, Ulrike die eigene Schandthat zu entdecken. Sie fürchtete dadurch auch diese von ihrem Lager zu scheuchen. Diese grenzenlose und so schlecht vergoltene Liebe war ja der einzige Trost auf ihrem ruhelosen Sterbelager. Als sie schwächer wurde, hob sie die Hände noch wie zu einer Bitte, die Lippen versuchten zu sprechen, indem ihr Auge vergehend auf Ulrike hinzeigte. Ich faßte Ulrikens Hand und gelobte der Sterbenden feierlich, sie zu meiner Gattin zu machen. Sie lächelte, und bald lag das traurige Opfer des Leichtsinns und der Verschwendung nach einem neuen Anfall des Blutbrechens entseelt da!

Was nun folgt, ist einfach. Ich brachte Ulrike, wie ich zuvor beschlossen, zu meiner Tante, die sie gütig aufnahm. Bei ihr blieb sie fast fünf Jahre, bis mir meine Verhältnisse es möglich machten, sie heimzuführen. Dieser Aufschub aber war mir zum Heile, denn sie hat sich während dieser Zeit in einer Weise bewährt, die mich meine rasche Wahl und mein Gelöbniß nicht bereuen ließ. Ich hoffe der schönen Tage noch viele an ihrer Seite zu verleben!"

„Das gewähre Dir der Himmel!" rief Riedl und drückte Führer die Hand. „Es heißt wahrlich mit Recht: Wohl dem Manne, der ein tugendlich Weib hat, deß lebt er noch eins so lange!"

Damit schieden sie. Friedrich geleitete Riedl zum Thore, das er hinter ihm schloß. Erheitert und gehoben blickte er in den Nachthimmel hinauf, der inzwischen aufgeklärt von zahllosen Sternen blitzte und ihn mit erfrischender Kühle anwehte.

Dann schritt er auf demselben Wege, den wenige Stunden zuvor Ulrike mit so schwerem Herzen gewandelt war, in freudiger Stimmung seiner Wohnung zu.

---

## Sechstes Kapitel.

### Hohe Jagd.

Es dämmerte schon sehr stark, obwohl kaum vier Uhr vorüber war. Der Himmel, den ganzen Tag über in tiefes Grau gekleidet, trug das Seine bei, die Dunkelheit eher einbrechen zu machen. Zudem dauerte das Schneegestöber, das schon seit einigen Tagen angehalten hatte, fort und machte Wege und Straßen geradezu unpassirbar. Wo der Wind auf irgend ein Hinderniß traf, häufte er ganze Berge von Schnee zusammen, durch die erst mühsam Bahn gemacht werden mußte.

Mit all diesem Ungemach kämpfend rollte auf offenem Blachfeld ein eleganter Reisewagen dahin. Der Kutscher war sichtlich bemüht, die Pferde zu stärkerem

Laufe anzutreiben, allein diese schienen ermüdet und arbeiteten sich nur widerstrebend durch den immer tiefer werdenden Schnee. Plötzlich, bei einer Wendung der Straße, standen sie vor einem kleinen Hohlweg still, der vollständig mit Schnee ausgefüllt war. Der Kutscher stieg ab, um den Weg zu untersuchen; bald aber kam er wieder zurück und trat an den Kutschenschlag. „Es geht nicht mehr weiter, Euer Gnaden", sagte er, denselben etwas öffnend. „Wir können die Station nicht mehr erreichen. Der Hohlweg da ist ganz zugedeckt, zehn Mann hätten ein paar Stunden zu thun, bis sie einen Weg ausgeschaufelt hätten. Und wenn wir auch durchkönnten, es wird bald so finster sein, daß man die Hand vor den Augen nicht sieht. Wir riskiren, im Schnee stecken zu bleiben oder in eine verschneite Schlucht zu stürzen, wenn wir gegen den Wald hinkommen!"

„Aber was ist da zu thun?" antwortete Primitiva aus dem Wagen hervor. „So unlieb mir auch die Verzögerung ist, muß ich mich wohl in die Unmöglichkeit finden; allein wo sollen wir die Nacht zubringen?"

„Wenn Euer Gnaden da hinübersehen gegen die Anhöhe hin — dort, am Anfang des Waldes, der so schwarz hersieht, liegt das Jagdschloß Adelhoven. Es ist zwar nicht bewohnt, aber der Aufseher wird uns

doch ein Unterkommen geben können. Bis dahin getrau' ich mich wohl noch zu kommen."

„So thue es", antwortete Primitiva, „ich bin damit zufrieden!" Fröstelnd drückte sie sich wieder in die Kissen des Wagens neben ihre Begleiterin zurück und fuhr fort: „Ich kenne die Frau des Burgwarts. Sie war die Kammerfrau meiner seligen Mutter und hat mich aufgezogen. Die wird uns gern aufnehmen."

Währenddessen war der Kutscher bemüht, die Pferde zu wenden, und fuhr eine Strecke zurück. Bald bog er auf ein kleineres Seitensträßchen ein, wo ein noch ganz frisches Gleis zeigte, daß erst kurz zuvor ein Fuhrwerk des Wegs gekommen sein mußte. „Es wäre doch verflucht", brummte der Kutscher in den tropfenden Bart, „wenn uns schon Jemand zuvorgekommen wäre und den besten Platz weggenommen hätte!" Heftig hieb er auf die Pferde, die nun, baldige Ruhe witternd, frischer anzogen. Bald trat der Hügel mit seinen schwarzgrünen Tannen in immer deutlichern Umrissen hervor, bald wurden auch die dunklen Contouren der Schloßthürme und Zinnen an dem Nachthimmel dem an die Finsterniß gewöhnten Auge erkennbar.

Das Schloß war ein gut erhaltenes Gebäude im Stile der Ritterzeit. Auf den Vorsprung einer ziemlich

abschüssigen Anhöhe gebaut, ragte es über die hohen Mauerkanten mit Thurm und Warte recht leicht und zierlich empor. Insbesondere bot, als der Wagen über die für immer niedergelassene Zugbrücke an das Thor gelangte und dieses auf ein Zeichen mit der Glocke geöffnet wurde, der Schloßhof beim Hervortreten aus dem niedrigen gewölbten Thorweg einen überraschend malerischen Anblick. Die Streiflichter der Laternen gaben dem Bilde einen eigenthümlich schwankenden Charakter und reichten dennoch vollkommen hin, die Schlankheit der Fensterspitzbogen, sowie die Leichtigkeit der verschiedenen durchbrochenen Verzierungen zu erkennen, welche das Wohngebäude gleich künstlich daran emporgezogenen Schlingpflanzen umrankten.

Der Wagen hielt. Ein alter Mann trat an den Schlag, warf den Tritt herunter und war Primitiva beim Aussteigen behülflich, während eine gleichfalls schon bejahrte Frau mit der Laterne daneben stand.

„I du meine Güte", rief plötzlich die Frau, als sie Primitiva's ansichtig ward, „Sie sind's, Fräulein von Falkenhoff? Sind Sie's denn wirklich? Nein, hätt' ich mir doch eher sonst was einfallen lassen, als daß mir heut noch eine solche Freude zu Theil würde!"

„Ich bin es allerdings, liebe Gertraud", erwiderte Primitiva freundlich. „Das Unwetter hat es mir un-

möglich gemacht, weiter zu reisen, und da ich Dich hier wußte, hoffte ich, Du würdest wohl für eine Nacht mich beherbergen können."

„I von Herzen gern", rief die freundliche Alte wieder, „aber kommen Sie nur erst in die Stube herein. In dem greulichen Wehen könnten Sie sich ja bitter erkälten."

Primitiva folgte der Alten in die an den Thorbogen angebaute freundliche Stube. Ihr Mann half unterdessen dem Kutscher die Pferde in dem geräumigen Stall unterbringen und den Wagen unter ein Vordach schieben, wo er vor dem Wetter geschützt war

Gertraud ließ sich in der Stube nicht wehren, Primitiva die Reisekleider abzunehmen. „Laß Sie nur mich machen, mein Kind", sagte sie zu deren Begleiterin, die diesen Dienst verrichten wollte. „Unserins versteht das auch noch, und weil das gnädige Fräulein heut doch einmal unter meinem schlechten Dache ist, will ich auch den Dienst wieder thun, den ich so viele Jahre gethan habe. — Du lieber Gott", fuhr sie dann wieder fort, während Primitiva sie lächelnd gewähren ließ, „es ist nur ein Kreuz, daß Sie gerade heut zu uns kommen müssen! Gerade heut, wo ich kaum ein Fleckchen im ganzen Schlosse habe, um Sie ordentlich unterzubringen!"

„Wie so?“ fragte Primitiva staunend. „Ist denn das Schloß bewohnt?“

„Nichts weniger als das“, erwiderte Gertraud, indem sie den Tisch abwischte und den Staub von dem Stuhle blies, auf den sich Primitiva niederlassen mußte. „Kaum ein paarmal im Jahre, daß wir andere Gesellschaft haben als die Eulen und Dohlen unter der Thurmuhr, aber morgen, müssen Sie wissen, ist große Jagd bei uns. Da hat der Herr Baron eine Menge Gäste aus der Nachbarschaft und aus der Residenz eingeladen. Für die haben wir schon seit ein paar Tagen Alles herrichten und in Bereitschaft setzen müssen. Heut noch sollen die meisten kommen und droben im kleinen Waffensaal wird gespeist. Bis jetzt ist aber erst ein einziger da, ein alter Herr; wie Sie kamen, dachten wir auch nicht anders, als es sei Jemand von der Jagdgesellschaft.“

„Es thut mir leid“, sagte Primitiva, „wenn ich Dir Ungelegenheiten bereite, aber da es nun einmal so ist, so sieh eben, wie Du mich unterbringst. Dabei sieh zu, daß meine Anwesenheit nicht bekannt wird, ich will blos Dein Gast sein und Niemand lästig fallen. Auch Du laß Dich nicht sehen“, fuhr sie zu ihrem Mädchen gewendet fort, „nenne jedenfalls meinen Namen nicht. Sag' es auch dem Kutscher.“

„Darüber seien Sie außer Sorgen", rief Gertraud. „Wagen und Pferde werden unter den andern Niemand auffallen und meinen Alten werd' ich auch schon instruiren. Und für das Unterkommen ist auch gesorgt! Ich lege Sie hinauf in unsere gute Stube, da steht das Brautbett meiner Liese, das heißt, wenn sie einmal Braut wird. Jetzt ist sie drüben im Städtchen im Dienst. Das Bett hat noch kein Mensch berührt, in dem sollen Sie schlafen wie ein neugeborenes Kind! O, Sie sollen Alles finden, als wenn Sie daheim wären, ich weiß noch ganz wohl, wie Sie es wünschen! — Heut muß Sie schon mich schalten lassen, Jungferchen", sagte sie zu dem Mädchen weiter; „heut will ich Ihren Dienst verrichen, das lass' ich mir nicht nehmen! War ich doch lang genug bei dem Fräulein und wär' es wohl noch, wenn sie nicht in die Stadt und an den Hof gekommen wäre!"

„Oder", lächelte Primitiva, „wenn Dich mir nicht Dein Alter entführt und zur Schloßverwalterin gemacht hätte!"

„Sie mögen auch Recht haben", kicherte Gertraud vergnügt, „aber wer weiß, was doch geschehen wäre, wenn — da kommt er ja eben, der Alte! — Na", rief sie dem Eintretenden entgegen, „nun mache erst dem gnädigen Fräulein Dein Compliment!

Siehst Du, das ist das liebe engelgute Fräulein, von dem ich Dir so oft erzählt habe! Ach wie sich die Zeiten ändern! Seh' ich sie doch noch leibhaft vor mir, wie sie ein Kindchen war, nicht höher als der Tisch da, und wie sie mit den Knaben im Wald und auf der Wiese herumrasaunte! Wissen Sie noch, der gnädige Herr sagte immer, er wolle Ihnen auch Hosen machen lassen. Was er wohl macht, der gute gnädige Herr? Er ist doch gesund und wohlauf?"

„Das ist er", entgegnete Primitiva. „Ich bin eben im Begriffe, ihn zu besuchen. Sein dringender Wunsch, mich recht bald zu sehen, hat mich veranlaßt, die Reise trotz des schlechten Wetters schon heute anzutreten."

„Nun, so kommen Sie morgen um so frühzeitiger hin", rief Gertraud, unterbrach sich aber plötzlich, wie Jemand, der über einen unvermutheten Gedanken erschrickt. „I du meine Güte", jammerte sie. „Da plaudre ich und plaudre und denke gar nicht daran, daß das Fräulein hungrig und durstig sein wird! Gleich soll aber nun eine Abendmahlzeit fertig sein, die sich gewaschen hat!"

Trotz Primitiva's Einwendungen eilte sie hinaus; auch der Burgwart folgte ihr, weil eben die Thorglocke die Ankunft neuer Gäste ankündigte.

Ein Schlitten fuhr herein, von ein paar schnauben-

den Rossen gezogen, die von der Erhitzung des raschen Laufes dampften. General Bauer und die beiden Schroffenstein, sämmtlich in Jagdkleidern, waren die Ankömmlinge. Auf ihre Frage erwiderte der Burgvogt, daß bereits ein Herr gekommen sei und wohl im Speisesaale warten werde. Dann geleitete er sie die enge, gewundene Steintreppe hinauf, wo ihnen ein Diener entgegentrat, der sie in einen mäßig großen, mit allerlei altem Waffenwerk verzierten Saal eintreten ließ, dessen erleuchtete Bogenfenster nach der Rückseite des Schlosses hinausgingen.

Overbergen, der an einem der Fenster gestanden, trat den Ankommenden mit lachendem Gruße entgegen. „Seien Sie willkommen, meine Herren!“ rief er. „Es ist schön von Ihnen, daß auch Sie vor der bestimmten Stunde eintreffen und mich aus meiner Einsamkeit erlösen. Die Ankunft dieser beiden Herren“, fuhr er dann, sich gegen den General wendend, fort, „habe ich wohl mit Zuversicht erwartet; daß auch Sie kommen, Herr General, beweist mir, daß unsere Sache um einen guten Kämpen reicher geworden ist!“

„Ja und nein“, antwortete der General kurz, doch mit verbindlicher Verbeugung. „Sie werden es einem alten Soldaten zu gute halten, wenn er seine Meinung nicht verblümt, sondern damit gerade heraus geht.

Ein Herr im Himmel und einer auf der Erde — das ist mein Satz, und weil das neue Regiment viele Herren schaffen will, statt des einen, bin ich dagegen, bin von der Partei und kann also auf Ihre Frage mit ja antworten. Was aber den frommen Pfaffenkram angeht, den Ihr sonst dahinter habt — apage satanas, damit hab' ich nichts zu schaffen und so muß ich wieder mit nein antworten."

„Das heißt?" fragte Overbergen gedehnt, indem er den Redenden fixirte.

„Das heißt, daß es im Kriege hier und da vorkommt, daß man sich mit einem in ein Bündniß einlassen muß, den man nicht ausstehen kann. Unsere Vortheile gehen zufällig denselben Weg, also habe ich nichts dagegen, wenn wir auch eine Zeit lang mit einander gehen und uns gegenseitig zu dem helfen, was jeder will! Dann aber haben wir, seit ich nun weiß, was Sie wollen, nichts mehr mit einander zu schaffen."

„Ich verstehe Sie", entgegnete Overbergen sichtlich erheitert, „und bin weit entfernt, Ihnen Ihre Offenheit übel zu nehmen, vielmehr bin ich darüber sehr erfreut! Sie zeigt mir, wie nahe verwandt sich unsere Bestrebungen im Wesen sind. Sie fechten für den einen Herrn auf Erden, wir wirken für den einen Herrn im Himmel, den man auch absetzen und durch menschen-

geschaffene Götzen ersetzen will. So sind wir im Grunde eines Sinnes und alles Andere soll uns nicht entzweien!"

Der General nickte und machte sich mit Besichtigung der an den Wänden aufgehängten Waffenstücke zu thun. „Sie sehen uns so vollständig überrascht als nur möglich", begann Graf Schroffenstein zu Overbergen. „Ich und mein Sohn haben beide hinter der Einladung des Barons Adelhoven zur Jagd nichts weiter gesucht und gesehen als eine einfache Einladung. Hätten wir gewußt, was wir unterwegs aus den Mittheilungen des Generals entnommen haben, um was es sich hier handelt, so hätte ich mich meines Theils sicher bedacht —"

„Doch wohl nicht zu kommen?" fragte Overbergen entgegen und um seinen Mundwinkel blitzte der Spott der Ueberlegenheit. „Kenne ich etwa Ihre Ansichten nicht? Weiß ich nicht, wie sehr Ihnen daran liegen muß, die einst besessene Macht wiederzugewinnen? Und was riskiren Sie am Ende? Die vorgeschützte Jagd in dieser Jahreszeit und auf den Gütern eines so bekannten Jagdliebhabers, wie Baron Adelhoven, ist ein Vorwand, unter dem alle Gleichgesinnten hier völlig verdachtlos und ohne daß es im mindesten auffällt, zusammenkommen können. Lassen wir denn gegen-

seitig eine Maske fallen, die beiden nichts mehr nützt. Sie wissen nun, was ich will; geben Sie es denn auch auf, vor mir eine Rolle zu spielen!“

„Aber ich weiß wirklich nicht“, rief Schroffenstein, dessen Tournüre vor dem Benehmen Overbergen's in eine ihm selbst unerklärliche Befangenheit umschlug, „wie Sie, mein Herr, dazu kommen, solche Voraussetzungen und mit solcher Bestimmtheit auszusprechen! Ihr Plan, das Land katholisch zu machen —“

„Wer spricht denn davon?“ rief Overbergen. „Muß ich auch Ihnen erklären, um was es sich eigentlich handelt? Die neue Regierungsform dieses Landes soll weggeschafft, das Gesetz, durch das man sie fest zu gründen vorhat, soll mit seinem Urheber beseitigt werden — das ist Alles! Meine heilige Kirche ist betheiligt, daß das geschehe, denn diese Aenderungen sind gegen den Geist der Einheit, von dem sie durchdrungen ist. Deshalb bietet und leiht die Kirche ihre Macht denen, die an diesem löblichen Werke arbeiten. Wenn sie sich für diesen Beistand eine kleine Vergütung ausbedingt, ist das unbillig? Oder ist es eine unbillige Forderung, ein Recht zurückzufordern, dessen Ausübung die Macht der Umstände eine Zeit lang nicht gestattete?“

„Hier ist nicht von einem einzelnen Recht oder von Rechten die Rede“, fiel der jüngere Schroffenstein

etwas gereizt ein, „die römische Kirche soll zur herrschenden gemacht werden, darum handelt es sich!"

„Wenn nun aber die Mehrzahl des Volks oder doch der gewichtigere, der bedeutendere Theil desselben sich ihr von selbst wieder zuneigt? Wäre dann, was Sie sagen, nicht eine ganz natürliche Folge? Das gute alte Staatsrecht früherer Zeit hatte den Grundsatz: Cujus regio, ejus religio — wie dann, wenn wir uns in der Lage befänden, diesen Grundsatz umzukehren?"

Die Beiden stutzten. „Sie wollen doch damit nicht andeuten, als ob Seine Durchlaucht —" sagte der Vater.

„Ich will vor der Hand nichts weiter andeuten", antwortete Overbergen, „als daß wir uns des Schutzes einer höchsten Person versichert halten dürfen."

„Einer höchsten Person?" murmelte der Vater betreten. Der Sohn aber rief: „Und wenn auch, mein Herr! Das Geschlecht der Schroffenstein hat von jeher einen Ruhm darin gesucht, zu den Verfechtern der gereinigten Lehre zu gehören. Es wird niemals —"

„Die Familie Schroffenstein wird nichts gegen uns thun", erwiderte Overbergen mit dem Ausdruck der ruhigsten Sicherheit. „Ich habe eine Bürgschaft dafür, die mich nicht täuschen kann. Doch davon später! Es kommen neue Gäste. Ich werde die Ehre haben, recht bald ausführlich mit Ihnen davon zu reden!"

Er verbeugte sich höflich und ging. Verwundert sahen sich die Zurückbleibenden an.

„Was sagst Du dazu?“ rief endlich der Vater.

„Ich sage“, entgegnete der Sohn, „daß dieser Herr ein Unverschämter ist, den ich züchtigen werde! Benimmt er sich doch, als ob er uns in der Tasche hätte und nur zu befehlen brauchte!“

„Es hat den Anschein“, erwiderte trübselig der erstere, während Clemens immer aufbrausender fortfuhr: „Der schwarze Herr irrt, wenn er glaubt, wir seien geneigt, unsere Selbstständigkeit zu vergeben. Ich werde ihm zeigen, daß er sich verrechnet hat!“

Vom Hofe herauf war inzwischen das Läuten der Thorglocke und dann Pferdegetrapp hörbar geworden. Es war der Herr des Schlosses, der junge Baron Adelhoven, der mit einigen benachbarten Cavalieren angesprengt kam. Jetzt stürmten sie die Treppe herauf in den Saal.

„Du magst sagen, was Du willst, Feuring“, rief Adelhoven lachend, „ich habe gewonnen; meine Liddy war deiner Mira um einen halben Pferdekopf vor. Ah, guten Abend, meine Herren“, fuhr er dann, sich unterbrechend, fort. „Seien Sie mir willkommen. Was meinen Sie, der Sturm läßt nach, es wird etwas anziehen, glaub' ich, und wir werden morgen das ausge-

suchteste Jagdwetter haben. Nun, wir müssen auch eilen, uns noch einmal gütlich zu thun, denn wenn das Jagdrecht aufhört, werden die Bauern bald dafür sorgen, daß wir nichts mehr finden!"

Während sich die Gesellschaft begrüßte, ging Adelhoven auf Clemens zu. „Du auch schon hier?" sagte er. „Nun, ich gebe Dir doch glänzende Revanche für den Stadthausball? Ist das nicht ein feines Jagen, zu dem ich Dich einlud?"

„Ich bin Dir eben nicht sehr verbunden", erwiderte Clemens. „Du hättest mir wohl einen Wink geben können, was hinter der Jagd steckt!"

„Wozu? Auch wär' es nicht angegangen, so etwas muß man behutsam anfassen. Da siehst Du meinen praktischen Sinn. Zudem wußte ich ja, wie Du denkst, und daß Du nicht zurückbleiben würdest, wenn es sich um den Adel und seine Vorrechte handelt. Aber sage mir", brach er wieder ab, „was meinst Du dazu, daß wir in nicht ganz einer Stunde von Kerkingen herübergeritten sind? Du hättest meine Liddy sehen sollen, es ist ein Prachtthier. Morgen sollst Du sie bewundern."

Die Ankunft neuer Gäste unterbrach den Entzückten, weil er als Herr des Schlosses genöthigt war dieselben zu begrüßen. Die Gekommenen gehörten ebenfalls dem Adel der Umgegend oder der Residenz an. Die

Gesellschaft betrug etwa zwanzig Köpfe. Adelhoven überblickte sie und gab das Zeichen zur Tafel. „Lassen Sie uns zu Tische gehen, meine Herren", rief er, „wir sind vollzählig. Wir wollen uns Kraft und Feuer holen, eh' es an das Hetzen geht, was meinen Sie?"

Man lachte und setzte sich in bunter Reihe, wie es eben der Zufall gab. Man fand des Barons Küche ausgezeichnet, seine Weine rein und fein, und die Unterhaltung wurde bald ziemlich laut und munter. Jemand, der zufällig dazu gekommen wäre, hätte wohl nichts Anderes zu sehen geglaubt als eine Gesellschaft waidgerechter Jagdfreunde. Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als man endlich anfing, sich zu erheben. Nur Einzelne blieben noch am Tische beisammen sitzen, während Andere plaudernd in Gruppen standen oder auf und ab gingen. Niemand aber dachte daran, sich zu entfernen, und mancher Blick fiel wie fragend auf Adelhoven, wann denn endlich zum Hauptzweck der Zusammenkunft geschritten werden solle. Wie zufällig trat Adelhoven an Overbergen heran, der an ein Fenster gelehnt anscheinend völlig gleichgültig in den Saal blickte. „Nun, wie ist's?" flüsterte er. „Wollen wir dran?"

„Einen Augenblick noch", erwiderte Overbergen. „Erlauben Sie mir nur noch ein paar Worte mit dem Grafen!" Damit schritt er auf Schroffenstein zu.

„Ich bin Ihnen noch den versprochenen Aufschluß über die Papiere schuldig, die man Ihnen entwendet hat", redete er ihn an. „Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken und auch Ihren Herrn Sohn rufen? Vielleicht ist die Sache auch für ihn nicht ohne Interesse. Wir wollen in jenes Kabinet treten."

„Jetzt?" antwortete der Graf verwirrt. „Weshalb dazu solche Vorbereitungen? Könnten wir das nicht auch hier? Doch wenn Sie meinen", unterbrach er sich selbst, indem er Overbergen's Blick begegnete, der wie ein Befehl aussah. Er rief seinen Sohn ohne weitere Widerrede und alle drei traten, von der übrigen Gesellschaft unbeachtet, in ein kleines Nebengemach, das in den Erker ausmündete.

„Nun denn, meine verehrten Herren", begann Overbergen, „ich fühle mich sehr glücklich, Ihnen den bestimmtesten Aufschluß über die kostbaren Familienpapiere geben zu können, was Ihnen ohne Zweifel sehr angenehm sein wird! Die Papiere", fuhr er fort, als beide ihn, das Weitere erwartend, anblickten, „sind gefunden, und in meinen Händen!"

„So? Wie haben sie den Weg zu Ihnen gefunden?" erwiderte Clemens etwas spitz, während der Vater bis in den Mund erbleichte und sichtlich nach Fassung rang.

Clemens bemerkte nicht, was mit seinem Vater vorging, Overbergen dagegen, der ihn unverwandt ansah, entging nicht die leiseste Zuckung seiner Gesichtsmuskeln.

„Das gehört eigentlich nicht zur Sache", sagte Overbergen, „doch steht eben nichts entgegen, Ihren ausdrücklichen Wunsch zu befriedigen. Die Diebe haben einem meiner Freunde in der Beichte ihr Verbrechen bekannt und an ihn auf seinen Befehl die entwendeten Gegenstände zurückgegeben. Ich bin beauftragt, sie wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer gelangen zu lassen!"

„Ich bin Ihnen über die Maßen verbunden", stieß der alte Graf mit einem Lächeln hervor, das sonderbar mit seiner grausamen Herzensangst contrastirte. „Und wo sind die Papiere? Wann kann ich sie wohl —"

„Sagen Sie mir doch, Graf", fiel Oberbergen ein, als hätte er die peinliche Frage gar nicht gehört, „Sie haben vorhin die Bemerkung gemacht, das Geschlecht der Schroffenstein habe immer unter den Vorkämpfern der gereinigten Lehre, wie Sie sie nannten, gestanden."

„Allerdings. Wie kommen Sie jetzt darauf?" fragte Clemens.

„O bloßer Wunsch, mich zu belehren!" rief Overbergen. „Es ist mir eben, als ob ich dunkel gehört,

das Geschlecht habe früher — war es nicht während des dreißigjährigen Kriegs? — in zwei Linien bestanden, von denen die eine der alten Kirche treu blieb?"

„So war es in der That", sagte der alte Graf. „Doch wüßte ich nicht, wie das mit den Papieren in Zusammenhang stehen sollte."

„Bitte, seien Sie nicht ungehalten", erwiderte Overbergen sehr artig, „aber mich interessirt die Sache mehr, als Sie wohl denken. Und diese andere Linie ist wohl —"

„Ausgestorben", antwortete Clemens. „Es waren, wenn der Stammbaum denn doch einmal erörtert werden soll, zwei Brüder. Der eine, Graf Clemens, ist der Stifter unserer Linie, der andere starb kinderlos."

„Richtig!" fiel Overbergen ein. „Er hieß Traugott und war kaiserlicher Oberst in den Niederlanden, nicht wahr? Und weil er keine Erben hinterließ, fielen seine reichen Besitzungen alle an die andere Linie, an die Ihrige, meine Herren?"

„So war's", entgegnete Clemens barsch. „Ist Ihre Neugier nun zufriedengestellt?"

„O vollkommen, vollkommen", fuhr Overbergen fort, indem seine Miene einen immer höhnischern Ausdruck annahm. „Nur darüber kann ich meine Verwunderung

nicht bergen, daß dieser Bruder, der doch, wie ich gehört, mit dem andern eben des Glaubens wegen aufs tödtlichste verfeindet war, ihm gleichwohl sein ganzes Vermögen hinterließ und nicht darüber zum Besten seiner Gesinnungsgenossen allenfalls durch ein Testament verfügte."

„Diese Thorheit ist ihm glücklicherweise nicht in den Sinn gekommen", spottete Clemens. Sein Vater wischte sich wortlos den Angstschweiß von der Stirn; das Wort Testament war ihm wie ein Dolchstoß in die Seele gefahren und ließ ihn erkennen, worauf die ganze Unterredung hinausging.

„Hm", warf Overbergen hin, „um so sonderbarer dann, daß ich, als ich aus leicht verzeihlicher Neugier die Ihnen gestohlenen Papiere etwas überflog, darunter zu meinem größten Staunen ein vollkommen rechtsgültiges Testament des kaiserlichen Obersten Grafen Traugott von Schroffenstein entdeckte."

„Ein Testament?" rief Clemens stutzend.

„Sehr sonderbar!" stammelte der vernichtete Vater. „Das wäre in der That sehr sonderbar!"

„Wie ich Ihnen sage", begann Overbergen wieder, „ein vollkommen rechtsgültiges, von einem immatriculirten Notar aufgenommenes Testament und, was das Sonderbarste ist, ein Testament, in welchem er das

Kloster St.-Rupert — Sie kennen es wohl? — zum Universalerben seines ganzen Vermögens einsetzt!"

„Das ist nicht wahr, mein Herr!" fuhr Clemens auf und auf seinem Antlitz wechselte die Röthe des Zorns mit der Blässe des Schreckens. „Das ist eine mönchische Erfindung! Wenn ein solches Testament existirte, würde das Kloster sich gewiß schon lange darauf berufen haben!"

„Sie vergessen", bemerkte Overbergen, „daß es nicht in seinen Händen war. Man wußte allerdings, daß es vorhanden gewesen, man ahnte auch, wo es sich vermuthlich noch befand, allein Sie begreifen, daß das Alles nicht ausreichte, um mit Aussicht auf Erfolg auftreten zu können. Jetzt freilich, wo der Zufall, wo die Vorsehung das Document selbst in unsere Hände gegeben hat, jetzt ist es freilich ein Anderes. Ich bin auch von Ihrer Rechtlichkeit, meine Herren, zu sehr überzeugt, als daß ich glauben sollte, Sie wären im Stande, ein Eigenthum, dessen Unrechtmäßigkeit Ihnen klar geworden, dem wahren Berechtigten vorzuenthalten."

„Aber so reden Sie doch, Papa", rief Clemens bebend vor Aufregung. „Sie müssen doch am besten wissen, welche die vermißten Papiere waren, ob ein solches Document darunter war und ob man wirklich

die Thorheit beging, es, wenn es bestand, wie ein Kleinod aufzubewahren."

„Statt es zu vernichten, wollen Sie sagen?" fiel Overbergen ein. „O tadeln Sie nicht, daß das unterlassen wurde! Es ist der redendste Beweis für die Rechtlichkeit Ihres Geschlechts! Es sollte dadurch immer noch die Möglichkeit offen erhalten werden, das von Ihrem Ahnherrn geraubte Gut an den rechtmäßigen Besitzer gelangen zu lassen! Sie sehen, Ihr Herr Vater schweigt auf Ihre Fragen", fuhr er dann fort. „Nach der Bestätigung, die hierin liegt, werden Sie in meine Reden wohl keinen Zweifel mehr setzen."

Der alte Graf hatte sich bereits seit einiger Zeit gewissermaßen ohne Wissen und Willen auf eine an der Wand hinlaufende Ruhebank niedergelassen und sah wie ein Geistesabwesender vor sich hin. Jetzt sank auch Clemens niedergeschmettert neben ihn. Beide bildeten eine Gruppe des Jammers, welche Overbergen lächelnden Auges betrachtete.

„So sind wir ruinirt", stöhnte der Vater in herzbrechendem Tone. „Wir sind Bettler!" seufzte Clemens verzweiflungsvoll.

Overbergen labte sich noch einen Augenblick an der Vernichtung beider Männer, die ihm eben noch so herrisch gegenüber gestanden; dann trat er etwas näher

und sprach mit einem Tone, in den er alle Milde und Sanftmuth zu legen bemüht war: „Fassen Sie sich, meine Herren! Sie, die sich zur sogenannten gereinigten Lehre bekennen, sollen nun, nachdem Sie die Macht der Kirche gefühlt, auch sehen, wie diese zu handeln gewohnt ist. Sie verkennt nicht, daß nicht Sie es waren, die jenen Raub an ihrem Gute begingen, daß Sie ihn schon von Ihren Vorfahren überliefert erhielten. Sie verkennt nicht, daß Ihnen mindestens eine Art historischer Berechtigung zur Seite steht, und darum bietet sie Ihnen die Hand zum Vergleich!"

Vater und Sohn athmeten tief auf und horchten. „Reden Sie!" rief der erstere.

„Sie erhalten das verhängnißvolle Document zurück", fuhr Overbergen gelassen fort, „versteht sich, unter Bedingungen. Sie verpflichten sich zuerst, den Bestrebungen der Kirche in diesem Lande nicht entgegen zu wirken, sondern ihr alle Unterstützung angedeihen zu lassen. Dies gilt natürlich doppelt für den Fall, daß Sie wieder in irgend einer Weise zu einer einflußreichen Stellung gelangen sollten."

Er hielt inne, als ob er eine Antwort erwarte. Als keine erfolgte, fuhr er fort: „Ich nehme Ihr Schweigen als Zustimmung. Sie verpflichten sich dann weiter, uns einen Theil der uns vorenthaltenen Be-

sitzungen als kleine Entschädigung zurückzugeben. Wir werden uns mit dem Schlosse Dillhofen sammt allen Zubehörungen begnügen."

„Dillhofen?" stammelte der alte Graf. „Unsere beste, einträglichste Besitzung?"

„Nun", lachte Clemens in ohnmächtiger Wuth, „mit einer so kleinen Entschädigung kann man sich allerdings begnügen!"

„Es ist nichts Unbilliges", sagte Overbergen fromm. „Man begnügt sich allerdings, wenn man einen Theil nimmt, wo man Alles fordern könnte."

„Ja, ja", fuhr Clemens grimmig fort, „wir müssen uns bei dem Räuber auch noch bedanken, daß er uns nur den Rock und nicht auch das Hemd nimmt! Viel besser ist es auch nicht!"

„O nicht doch", bat Overbergen schmeichelnd. „Sie sind nicht glücklich in Vergleichen. Wenn hier von einem Raube die Rede sein kann, begreifen Sie doch wohl, daß der Vorwurf nicht uns trifft!"

„Aber was sollen wir denn beginnen?" rief Clemens wieder. „Von dem Bettel, den Sie uns lassen wollen, können wir kaum wie ein Handwerker existiren! Ins Teufels Namen, Papa, so reden Sie doch! Müssen wir uns denn geradezu Bedingungen vorschreiben lassen? Ist gar keine Aussicht da, uns zu behaupten?"

Der Vater zuckte die Achseln; er war wie gelähmt und vermochte weder zu denken noch zu sprechen.

„Ich kann Ihnen versichern", antwortete Overbergen für ihn, „daß Sie keine solche Aussicht haben. Bei der Unzweifelhaftigkeit des Documents können die Gerichte nur zu Ihrem Nachtheil erkennen. Zudem müssen Sie nicht übersehen, daß die meisten Besitzungen, um die es sich handelt, in dem Nachbarstaat liegen. Dort ist unsere Kirche die herrschende und wird eine Besitzeinweisung unfehlbar leicht erwirken. Zögern Sie darum nicht länger und nehmen Sie den Vergleich an. Wir nehmen Dillhofen mit all den Lasten, die nun darauf ruhen und von denen es ursprünglich frei war. Ein neuer Beweis unserer Billigkeit! Das Geschäft wird einfach in Form eines Kaufs abgemacht. Sie beide, als die einzigen männlichen Repräsentanten Ihres Hauses, stellen mir eine Kaufsurkunde aus. Darin quittiren Sie den Kaufpreis, den Sie nach Belieben hoch ansetzen können. Sobald Sie mir diese Urkunde aushändigen, geht das Testament nebst dem Uebrigen an Sie zurück."

„Was wollen wir machen", jammerte der alte Graf. „Wir sind in der Falle!"

„Sie sagen also zu? Schön", rief Overbergen. „Morgen Abend, wenn wir in der Stadt zurück sein werden,

schenken Sie mir die Ehre, mein schlichtes Abendessen zu theilen. Da soll die ganze Sache rasch abgemacht werden. Und damit Sie sehen", fuhr er näher tretend fort, „daß ich Ihr Freund bin und die Verminderung Ihres Vermögens bedaure, zu der ich im höhern Auftrage mitwirken mußte, will ich Ihnen einen Wink geben, die Lücke wieder auszufüllen."

Beide sahen ihn fragend an. „Bewerben Sie sich", begann er, zu Clemens gewendet, „um eine reiche Frau. Ich weiß Ihnen eine einzige Erbin zu bezeichnen. Früher war die Familie allerdings etwas zurückgekommen, aber die Erbschaft eines begüterten Seitenverwandten, eines Malteser-Comthurs, hat ihr vollständig wieder aufgeholfen. Die Dame dürfte wohl eine halbe Million zur Mitgift erhalten. Was meinen Sie zur Hofdame der Herzogin, Fräulein Primitiva von Falkenhoff?"

Clemens, der mit Spannung zugehört, fuhr bei diesem Namen zornig auf. „Was unterstehen Sie sich, Herr?" rief er. „Wenn wir uns auch von Ihnen plündern lassen müssen, so verbitte ich mir doch den Spott!"

„Was denken Sie von mir?" rief Overbergen sanft. „Sollten Sie vielleicht selbst schon auf die Idee gekommen sein?"

„Sparen Sie die Mühe, sich zu verstellen", ant-

wortete Clemens. „Sie wissen ohne Zweifel, daß ich mich bereits lange um das Fräulein beworben habe!"

„Und sind nicht erhört worden?"

„Allerdings", begann der Graf, „wäre das Fräulein eine glänzende Partie und ist es durch unsere jetzige Lage noch viel mehr geworden. Allein sie ist eine Person von sehr eigenthümlichen Ansichten, und mein Sohn war bisher noch nicht so glücklich —"

„Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken", begann Overbergen wieder. „Wer weiß, ob Sie nicht jetzt ein Ihren Bewerbungen günstiges Terrain finden. Damenherzen sind keine Felsen und selbst Felsen macht ein Tropfen mürbe, der unaufhörlich fällt. Ermüden Sie also nicht, junger Mann! Unter uns gesagt, die Vermählung des Fräuleins wäre gewissen Orts erwünscht, weil sie dadurch aus der Umgebung der Herzogin käme. Seien Sie daher meines vollsten Einflusses, sowie der Mitwirkung Ihrer Durchlaucht versichert. Unsere Unterredung über diesen Punkt findet ohnehin schon unter guten Vorbedeutungen statt. Sie ahnen wohl nicht, daß das Fräulein heute hier im Schlosse ist?"

„Fräulein Falkenhoff? fragte Clemens staunend.

„Allerdings", lachte Overbergen, „Ihre spröde Dame mit der halben Million. Das Unwetter hat sie ge-

zwungen, eine Unterkunft zu suchen. Sie wohnt unten beim Castellan, dessen Frau ihre Amme war."

„Aber woher können Sie das Alles schon erfahren haben?" fragte der alte Graf verblüfft.

„Es ist meine Gewohnheit", entgegnete Overbergen, „immer etwas früher zu kommen als Andere. So war ich auch heute der erste, der hier eintraf, sah das Fräulein ankommen und entnahm das Uebrige den Ausrufungen der entzückten Castellansfrau. Machen Sie sich denn meine Erfahrungen zu Nutze, vielleicht regiert ein Ihnen günstiger Stern! Aber nun lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren!"

„Hund von einem Spion", knirschte Clemens vor sich hin, indeß alle drei wieder in den Saal traten. Overbergen erschien gelassen, als ob nicht das Mindeste von Bedeutung vorgegangen wäre; auch der alte Graf hatte wieder einen ziemlichen Grad von Fassung errungen, Clemens allein biß sich vor Wuth in die Lippe, daß sie blutete.

„Nun, meine Herren", rief Adelhoven, als er die Ankommenden bemerkt und einen flüchtigen Blick mit Overbergen gewechselt hatte, „es wird spät! Wenn es Ihnen gefällt, wollen wir in die Gewehrkammer gehen und für morgen wählen!"

Die Gesellschaft, wohl wissend, daß dies das Signal

zu der beabsichtigten geheimen Unterredung sei, war bereit. Man trat durch eine schmale Thür in einen kurzen Gang und aus diesem in die sogenannte Gewehrkammer. Die Dienerschaft, mit Abräumen der Tafel beschäftigt, mußte zurückbleiben.

Während dieser Vorgänge hatte Primitiva in der Wohnung des Castellans ein kleines Abendmahl eingenommen, auf dessen Zubereitung sich Gertraud nicht wenig zu gute that. Sie ließ denn auch nicht ab, immer wieder zu bitten und zu nöthigen. Darüber und über den immer wiederkehrenden Erinnerungen verging der Abend und Primitiva sehnte sich nach Ruhe. Auf ihren Wunsch wurde sie von Gertraud in das obere Stockwerk geleitet, wo diese ihr das Bett zurecht gemacht hatte. „Sie müssen eben vorlieb nehmen", sagte sie; „das Leinenzeug ist freilich nicht so schön und fein, wie Sie es gewohnt sind; rein ist's aber und das Bett mit den weichsten Federn gefüllt. Sie können bei Hof keine weichern Kissen haben!"

Primitiva dankte für die freundliche Fürsorge und fragte nach der ursprünglichen Bestimmung des Gemachs, dessen Gestalt ihr auffiel. Während nämlich die eine Wand, an welcher das Bettgestelle angebracht war, eine ziemliche Breite hatte, liefen die beiden Seitenwände schräg in eine stumpfe Spitze zusammen, deren Raum

ein großer, von der Decke bis zum Boden reichender Schrank einnahm. „Ja", sagte die redselige Alte, „die Schloßmauer macht eben da eine Ecke, darum hat's nicht mehr Platz gelitten für das Zimmer. War auch früher kein Zimmer; das hab' ich mir erst draus herrichten lassen, damit man doch auch ein Plätzchen hat, wo man seine bessern Sachen hinstellen kann. Früher war's nur zur Vertheidigung eingerichtet. Da, wo jetzt der Schrank steht, ging's auf die Gallerie in den Rittersaal, in dem jetzt die Gewehre sind, hinaus. Die Gallerie ist aber baufällig geworden und mußte abgetragen werden, da ist auch dort zugemacht und der Schrank an die Wand gestellt worden. Es wird Sie aber Niemand im Schlaf stören, Fräulein! Wenn die Gesellschaft drüben auch ein bischen laut wird, vom Speisesaal hört man nichts herüber und zu den Gewehren kommt heute auch Niemand mehr! Aber ich halte Sie mit meinem Geplauder auch noch auf! Sie müssen müde und schläfrig sein von der Reise und von der Kälte! Also gute Nacht, Fräulein, recht gute Nacht! Ich werde sobald noch nicht schlafen können vor Freude, daß ich Sie heut Nacht bei mir weiß!"

Mit vielen Complimenten entfernte sich Gertraud und ließ Primitiva, die auch ihr Mädchen bald entließ, allein. Das Zusammentreffen mit der guten Alten hatte sie leb-

haft in eine liebe, lange vergangene Zeit zurückgeführt. Mancher freundliche Tag zog mit einer Reihe lachender Bilder an ihr vorüber, und in ziemlich heiterer Stimmung wollte sie eben das Licht löschen, um diese Kette von Erinnerungen vielleicht im Traume wieder anzuknüpfen, als ein Geräusch von verworrenen Stimmen sie aufmerksam machte und inne halten ließ. Es schien von der Stelle herzukommen, wo der Schrank stand. Sie horchte ein paar Sekunden, der Laut dauerte fort. Rasch entschlossen schritt sie auf den Schrank zu, es war, als ob der Laut daraus hervorkäme. Behutsam drehte sie den im Schlosse steckenden Schlüssel um, öffnete die beiden Schrankthüren und trat betroffen einen Schritt zurück. Da jetzt der Schall durch die ziemlich starken eichenen Bohlen der Thürflügel nicht mehr gedämpft war, hörte sie ganz deutlich ein Gespräch, das sie durch seinen Inhalt noch mehr fesselte, als es schon die eigene Art und Weise gethan hatte, auf welche sie dessen Zuhörerin geworden war. Die Töne kamen wie aus beträchtlicher Tiefe herauf und erinnerten Primitiva dadurch an Gertraud's Erzählung. Sie begriff, daß sie an der Stelle stand, wo früher die Gallerie des Rittersaals ausgemündet hatte. Jetzt war diese Stelle durch eine Breterwand verschlossen, die zugleich den Rücken des Kastens bildete und durch deren

Spalten Licht eindrang. Mit angehaltenem Athem stand Primitiva.

„Es ist eine Verletzung unserer uralten verbrieften Rechte", rief es jetzt unten. „Das kann der Herzog nicht, das steht gar nicht in seiner Macht!"

„Leider", antwortete eine andere Stimme, „leider scheint sich bei ihm die Ansicht des Gegentheils festgesetzt zu haben. Er steht eben vollständig unter dem Einflusse jenes Mannes, den er mit der ersten Würde des Staates betraut hat." Bei dem Tone der Stimme, die dieses sprach, erbebte Primitiva; sie war ihr bekannt und doch wußte sie sich augenblicklich nicht zu entsinnen, wem sie angehöre.

„Die Macht, die dieser Mensch über den Herzog ausübt", rief der erstere wieder, „ist allerdings beinahe wunderbar! Ist es denn wahr, daß er, wie ich gehört habe, dem Herzog nicht erlaubt hat, sich ein neues Schloß zu bauen?"

„Das Wesentliche daran ist wahr", erwiderte die Stimme wieder, „das können Sie mir auf mein Wort glauben. Seine Durchlaucht waren fest entschlossen, den Bau zu führen, und waren mit dem Baumeister bereits im Reinen, nach einer Unterredung mit dem Minister aber war der Herzog wie umgewandelt und erklärte den Bau für verschoben. Der Baumeister wäre schon

längst abgereist, wenn ich ihn nicht veranlaßt hätte zu bleiben, weil er uns vielleicht für unsere Zwecke nützlich sein kann."

„Unerhört!" sagte eine andere Stimme. „Und der Minister hat, wie Sie sagen, den Herzog neuerdings bestimmt, die Verfassung oder das Grundgesetz zu geben, in dem alle die saubern Neuerungen bestimmt sein sollen? Hieß es doch, die Herzogin-Mutter habe ihn noch im letzten Augenblick davon abgebracht, und es werde nun bei dem, was geschehen ist, sein Bewenden haben?"

„Allerdings war es so", entgegnete die Primitiva bekannte Stimme wieder, „ich weiß es aus dem Munde eines Augenzeugen, des Oberkammerdieners Kündig, der für sein Zuhören in Ungnade entlassen worden ist. Der Einfluß des Ministers hat aber den der Herzogin wieder aufgewogen. Das Grundgesetz ist so gut als fertig und es ist kein Tag zu verlieren, wenn dessen Bekanntmachung hintertrieben werden soll!"

„Das muß geschehen!" riefen mehrere Stimmen durcheinander. „Es ist Alles im Lande recht, so wie es ist. Jede Abänderung und Neuerung wäre zu unserm Schaden. Der Adel kann nun und nimmermehr auch nur ein Haar breit von seinen Rechten vergeben!"

„Ja, diese Verfassung darf um keinen Preis ans Licht", bemerkte der eine. „Wir wollen die Erb-, Lehn-

und Gerichtsherren auf unsern Besitzungen bleiben, wir wollen Unterthanen haben und nicht selbst Unterthanen werden!"

„Um uns am Ende von den Bauern, statt daß sie frohnen und gilten, in unsern Schlössern, die dann auch nichts wären als steinerne Bauerhäuser, auslachen zu lassen! Um uns von dem geschorenen Pack den Wald verbieten und sagen zu lassen: Halt, das ist mein Grund und Boden, da bin ich Herr! — Beim Teufel, da hängen die Waffen und das Jagdzeug meiner Ahnherren; sie sind alle große Jäger gewesen und würden sich im Grab umkehren, wenn ich zugäbe, daß ein Bauer in unserm Revier ungestraft ein Gewehr losbrennte!"

Primitiva war in immer steigender Neugier in das Innere des Schranks getreten und hatte durch die Spalten der Rückwand zu blicken versucht. Es war nicht möglich, wohl aber bemerkte sie, leise daran hintastend, daß ein Stück davon eingesetzt war und sich wie ein Schieber bewegen ließ. Sachte schob sie das Bret zurück, dadurch wurde aber das Bruststück einer alten Ritterrüstung los, die als Trophäe aufgehangen war und dröhnend in den Saal hinunterstürzte, gerade als Adelhoven seine Rede endete. Primitiva aber hatte durch die Lücke einen vollen Ueberblick über den

Saal gewonnen und sah nun die ganze Gesellschaft um einen Tisch herum sitzen. An dem einen Ende desselben sah und erkannte sie Overbergen und wußte nun wohl, warum ihr die Stimme zuvor so bekannt geklungen hatte. Er hatte einige Papiere vor sich liegen. Sie bemerkte Clemens und dessen Vater, wie ihr auch die meisten der übrigen Anwesenden nicht fremd waren.

„Seht", rief jetzt Adelhoven, „die alten Herren rühren sich schon und nehmen mich beim Wort! Also nochmals: die Verfassung muß hintertrieben werden!"

„Das ist nicht genug", rief ein Anderer, „auch die Glaubensfreiheit und das neue Gerichtswesen muß wieder weg! Es müßte sich gar nicht übel ansehen, wenn ein Adliger auf die Sünderbank zu sitzen käme wie ein Dieb und müßte sich von dem Volk richten lassen. Das Volk soll bleiben was es ist — Volk! Es ist gescheidt genug, wenn es seine Arbeit versteht. Das Denken soll es Andern überlassen und das Lesen auch! Ein Volk, das man regieren will, muß glauben und nicht raisonniren. Die Preßfreiheit und die Gewissensfreiheit sind höchstens für unsereinen. Ich habe aber noch nie gefunden, daß man die eine oder die andere braucht. Was ich lesen will, les' ich, und was ich glauben will, glaub' ich, dazu brauch' ich keine Erlaubniß!"

„So wären wir über den ersten Punkt einig", begann Overbergen, während die Uebrigen auf verschiedene Art ihre Zustimmung äußerten. „Was geschehen soll, steht fest, und die weitere Frage ist, wie es geschehen soll!"

„Das ist auch keine Frage mehr", rief Adelhoven. „Der Minister muß weg. Man geht zum Herzog und stellt ihm die Sache vor; er kann nicht anders, als nachgeben. Wir wissen durch Sie, daß die Herzogin-Mutter uns dabei unterstützt, also frisch angefaßt! Ein rascher Stoß wirft den Günstling, und ist erst der beseitigt, gibt sich alles Andere von selbst!"

Die Versammlung stimmte bei. Man wählte eine Anzahl der Anwesenden, welche an einem der nächstfolgenden Tage in der Residenz zusammentreffen, beim Herzog Gehör verlangen und ihre Forderungen vortragen sollte. Clemens war unter den Gewählten.

„Wenn aber nun", begann Overbergen wieder, „Seine Durchlaucht das Ansuchen doch nicht erfüllt und der Minister bleibt — der Fall ist immer möglich und muß vorausbedacht werden — wie dann, meine Herren?"

„Dann muß zu andern, zu ernstern Mitteln gegriffen werden", rief Adelhoven.

„Diese ernstern Mittel wären?" fragte Overbergen lauernd.

Man schwieg; es wagte Niemand, das Wort der offenen Widersetzlichkeit auszusprechen, obwohl es mehr oder minder bestimmt in den Gedanken aller lag.

„Lassen Sie mich Ihnen zuerst meine Meinung vortragen", begann Overbergen wieder. „Der Plan, zu dem Sie Ihre Zustimmung gegeben haben, stammt von Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin-Mutter. Sie hat die Gnade gehabt, mich in ihre Gedanken einzuweihen, mich mit der Ausführung zu beauftragen, und so sind alle Eventualitäten bereits so weit besprochen, daß ich mich wohl verbürgen darf, ich spreche die Ansicht Ihrer Durchlaucht aus. Ihre Durchlaucht ist von der hohen Wichtigkeit der Sache so sehr durchdrungen, daß sie es für gerechtfertigt hält, sogar zu einem Aeußersten zu schreiten!"

„Dieses wäre?" fragten mehrere.

„Weigert sich der Herzog", fuhr Overbergen fort, „den Minister zu entlassen und die Reformen zurückzunehmen, so ist die Herzogin gesonnen, die Zügel des Regiments zu ergreifen. Sie wird erklären, daß es der Gesundheitszustand ihres Enkels nöthig mache, daß er sich eine Zeit lang von den Regierungsgeschäften zurückziehe. Der Herzog selbst soll auf eine unverfängliche Art in Verwahr genommen und bis zur erfolgten Verständigung unter dem Vorwande der nöthigen Erholung zurückgehalten werden. Sofort wird

der alte Rechtszustand hergestellt, auch gegen den Minister nach Befinden eingeschritten. Alle Eingeweihten unternehmen es indessen, das Volk in der rechten Stimmung zu erhalten. Sollte gleichwohl eine kleine Partei Versuche des Aufstands machen, so sind mit dem befreundeten Nachbarstaate, der ohnehin bei der Thronfolge interessirt ist, alle Einleitungen zu bewaffneter Einschreitung und Unterdrückung des Aufruhrs getroffen. Hier", schloß er, indem er aufstand und die vor ihm liegenden Papiere auf dem Tisch auseinander breitete, „lege ich alle darauf bezüglichen Correspondenzen zu Ihrer Einsicht vor. Rechtfertigen Sie nun das Vertrauen, das Ihre Durchlaucht Ihnen erweist, indem Sie Ihre Bereitwilligkeit zeigen."

Overbergen's Worte riefen große Bewegung hervor. Alle durchsahen nacheinander die Papiere, doch brach noch immer keiner das Schweigen.

„Wohlan denn!" begann nach einiger Zeit General Bauer. „Wenn es sich nicht um eine förmliche Absetzung des Herzogs, meines Kriegsherrn, handelt, so bin ich bereit, ihm wider seinen Willen einen Dienst zu leisten, der schlimm aussieht. Melden Sie Ihrer Durchlaucht meine Bereitwilligkeit."

„Auch die meine", rief Adelhoven und bald gaben auch alle Uebrigen ihre entsprechende Erklärung ab.

„Dann werden Sie auch nicht anstehen", begann Overbergen wieder, „Ihrer Durchlaucht einen Beweis Ihrer Gesinnungen in die Hand zu geben. Hier liegt eine Schrift, mir von Ihrer Durchlaucht selbst in die Feder dictirt. In derselben wird die Fürstin gebeten, in Anbetracht der schwierigen Zeitverhältnisse zur Rettung des Vaterlandes jedes Mittel zu ergreifen, das sie für geeignet hält. Ihre Durchlaucht erwarten, die Schrift von Ihnen allen unterschrieben zu erhalten."

„Ich denke", sagte Adelhoven nach kleiner Pause, während welcher er die Schrift mit Andern durchflogen hatte, „man kann das unterschreiben. Aber", fuhr er dann, nachdem er bereits eine Feder ergriffen hatte, innehaltend fort, „wir geben da eine Erklärung in Ihre Hände, mein Herr, die uns unter Umständen allen gefährlich werden kann. Sie werden es darum für kein Mißtrauen halten, wenn wir sicher gehen. Ich denke, wir unterzeichnen die Schrift", wandte er sich zu den Uebrigen, „aber wir legen sie in die Hände von einem aus uns nieder, der sie dann, wenn der Fall eintritt, mit Ihnen der Herzogin übergibt."

Overbergen biß sich auf die Lippe, doch erwiderte er nichts. Er sah wohl, daß ihn eine Weigerung nur verdächtig gemacht haben würde und mit wie freudiger Hast alle ihr Einverständniß ausdrückten.

„Unterschreiben wir denn", rief Adelhoven wieder. „Hauptmann Schroffenstein soll die Schrift verwahren, wenn es genehm ist. Er wohnt in der Residenz und ist also stündlich zur Hand, wenn man das Papier bedarf. Sein Ehrenwort bürgt uns, daß er es nicht eher, als bis die Deputation abgewiesen ist, an diesen Herrn übergibt. Sie aber, mein Herr", fuhr er zu Overbergen gewendet fort, „werden auch jene Papiere in Schroffenstein's Hand niederlegen. So sind wir gegenseitig gedeckt."

Alle stimmten bei und unterschrieben, worauf Clemens die Schrift in Empfang nahm. Auch Overbergen übergab ihm sauersüß lächelnd seine Papiere. „Nehmen Sie, Herr Graf", sagte er. „Das Mißtrauen kann mich nicht kränken, da es mir Gelegenheit gibt, mich von dem besondern Vertrauen zu überzeugen, das Sie genießen."

Auf Adelhoven's Erinnerung wurden nun noch hastig und zum Scheine Gewehre für die morgende Jagd gewählt, dann verließ die Versammlung den Saal.

Am Ausgang traf der alte Schroffenstein mit Overbergen zusammen. „Sie lächeln", sagte ersterer halblaut zu diesem, „als ob Ihr Werk schon gelungen wäre, und doch kann Alles geschehen, ohne daß Sie Ihre Nebenabsicht erreichen. Sie haben einen Hauptfeind vergessen!"

„Und der wäre?"

„Die Priester des Bekenntnisses, das Sie hier verdrängen wollen."

Overbergen lachte. „Kennen Sie die Fabel, wie der Mensch das Pferd gezähmt hat?" sagte er. „Das Pferd war in Krieg mit dem Hirsch verwickelt. Der Jäger, der den Hirsch auch verfolgte, bot ihm ein Bündniß an. Das Pferd nahm es an, ließ den Jäger auf sich steigen und trug ihn, bis der Hirsch erlegt war. Seinen Feind hatte es nun vernichtet, allein seine Freiheit war dahin, denn den Reiter ward es nicht mehr los. Die neuen freien Gemeinden sind der Hirsch. Die übrige Nutzanwendung machen Sie sich wohl selber."

Er verbeugte sich und ging.

Im Waffensaale war es schon längst still und dunkel geworden, bis Primitiva in ihrer Aufregung es bemerkte und aus dem Schranke in das Gemach zurücktrat. Das Licht darin war tief herabgebrannt und am Erlöschen. Ihr Seelenzustand war qualvoll! Was hatte sie gehört! Welch eines entsetzlichen Complots Mitwisserin war sie geworden! Ein Meer von Befürchtungen und Schrecknissen durchwogte sie. Bald erblickte sie den Herzog in der schimpflichen Gefangenschaft ihrer von einem herrschsüchtigen Priester regier-

ten Gebieterin, bald sah sie Führer ergriffen und vor ein erkauftes Gericht gestellt, sah ihn verurtheilt, weil er Gutes gewollt! Jetzt beklagte sie den plötzlichen Untergang all der hoffnungsvollen Saaten, die sie schon mit Entzücken keimen gesehen, dann dachte sie wieder der Schrecken und Greuel des Bürgerkriegs und sah das Land davon verheert! Nein, das durfte nicht geschehen! Das um jeden Preis zu verhindern stand fest in ihr, aber wie vermochte sie es? Sollte sie in die Stadt eilen, um Alles dem Herzog zu entdecken? Aber würde er ihr glauben, ohne alle Beweise ihrer Aussage? Sollte sie Führer die Verschwörung entdecken? Und doch, was würde auch ihm die Entdeckung nützen, wenn er so hohen und mächtigen Gegnern gegenüber keine Stütze hätte als diese Aussage! Die Sinne schwanden ihr beinahe vor Erregung und angestrengtem Denken — und kein Ausweg!

Hörnerklang schreckte sie zuletzt aus ihrem Brüten empor. Es war das Zeichen zur Jagd, die bald darauf lärmend aus dem Thore brauste. Der Morgen brach bereits an und kein Schlaf war in Primitiva's Auge gekommen, obwohl sie mehrmals sich zu Bett gelegt und zu ruhen versucht hatte. Erschöpft traf sie ihr Mädchen, welches ihr meldete, daß der Kutscher bereits den Wagen zur Weiterreise in Stand setze und

daß das Frühstück bereit sei. Wie mechanisch ließ sie sich von dem Mädchen ankleiden, das ihre Gebieterin noch nie so gesehen hatte.

In dieser Beschäftigung wurden beide durch Gertraud's Ankunft unterbrochen, die zuerst an die Thür klopfte und dann den Kopf halb neugierig, halb verlegen zur Thür hereinsteckte. „Guten Morgen, Fräulein!“ sagte sie. „Darf man herein? Ich will hoffen, daß Sie gut geschlafen haben unter meinem Dach! Und was denken Sie, daß ich schon in aller Frühe bringe? Einen Besuch, gewiß und wahrhaftig einen Besuch!“

„Von wem?“ fragte Primitiva verwundert.

„Er hat mir diese Karte gegeben“, sagte Gertraud. „Er wisse wohl“, sagte er, „daß es sich nicht schicke, Sie schon so früh zu belästigen, aber er müsse durchaus mit Ihnen sprechen.“

Primitiva nahm die Karte und las: Clemens, Graf von Schroffenstein! „Er?“ sagte sie halb für sich hin. „Was mag er wollen? Woher weiß er meine Anwesenheit? Doch gleichviel“, fuhr sie, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, fort, „ich will ihn sehen.“

„So will ich den Herrn unten in die Stube führen“, sagte Gertraud, „und ihm sagen, daß Sie kommen.“

Primitiva nickte. Wenige Minuten nachher stand sie Clemens gegenüber.

Eine Stunde mochte verflossen sein, als sie, zur Reise gekleidet, an Clemens' Arm aus der Castellanswohnung trat und von Gertraud's Segenswünschen geleitet in den Wagen stieg, welcher inzwischen vorgefahren war. Sie war ungwöhnlich bleich, aber um ihre Züge floß eine unaussprechliche Milde, wie Glorie der Verklärung.

Der Wagen rollte dahin.

Clemens kehrte zum Schlosse zurück. Oben am Rande der Treppe trat ihm sein Vater, der sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit von der Jagd losgemacht hatte, mit fragenden Blicken entgegen.

„Nun?" sagte er gespannt.

„Lassen Sie die Verlobungskarten stechen, Papa", antwortete Clemens mit leuchtenden Blicken. „Wir sind gerettet!"

Ende des zweiten Bandes.



Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.